



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 5 May 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, May 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

atione
Geor
tertit
n. Tho
n Post
ch die
kamp
z Ke
ewelt
Nach
mei
Kelle
nd is
mpia
er ein
r Star

in, 15. Mai 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Porträt eines Ballettmädchens Foto: Rolf Mangold-Bavaria



als
smal
rein
. In
ein
Iner

Monolog eines „nationaldenkenden“ Niederbayern

Zwanzig Jahre sind seit dem Ende des schrecklichen zweiten Weltkrieges vergangen. Die Menschen vergessen schnell. Viele leugnen die Vergangenheit. Viele ignorieren sie. Besonders in konservativen Landstrichen. Niederbayern gehört seit je zu den erzkonservativen Gegenden Deutschlands. Seine Bewohner sind deshalb – wie alle Konservativen – für den Nationalismus besonders anfällig. Niederbayern erlebte in den letzten Jahren einen unverkennbaren Rechtsruck. Er wurde in den Ergebnissen der Kommunalwahlen 1966 deutlich sichtbar. Eine beträchtliche Anzahl ehemaliger NSDAP-Mitglieder wie auch von SS-Leuten wurde als Bürgermeister oder Stadträte gewählt.

Der nachfolgende Bericht soll keine bloße Anklage sein. Er ist nicht mit Haß geschrieben. Er spiegelt auch nicht die politische Meinung aller Niederbayern wider. Er befaßt sich nur mit den starken rechtsradikalen Elementen. Es handelt sich bei ihm nicht um eine Satire. Alle verwendeten Ausdrücke sind tatsächlich und immer wieder vorgebracht worden.

„Zwanzig Jahre der Unterdrückung, der Schande sind vorbei. Nun kommt die Zeit, den Affenstall zu säubern.

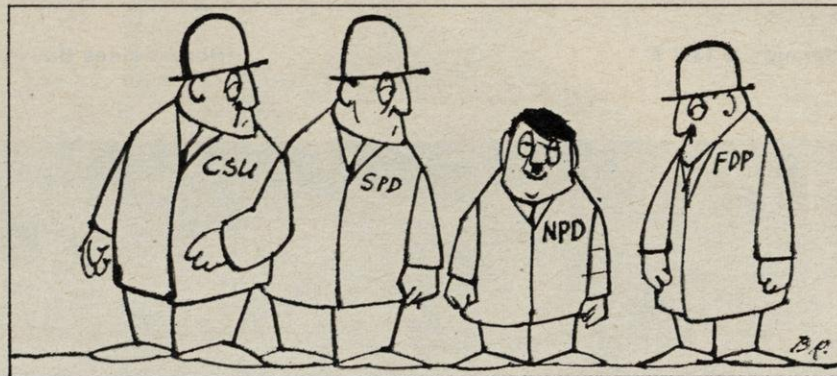
Unsere Jugend, unser Volk ist verhetzt von einer gewissenlosen Feindpropaganda. Die Wirtschaft befindet sich in den Händen des Weltzionismus. Aus dem einstmaligen blühenden Deutschland wurde eine geknechtete, geschändete Nation.

Ein Parlament besitzen wir nun auch. Daß ich nicht lache. Die wollen in Bonn doch nur ihre Diäten erhöhen und die Preise nach oben treiben. Bonn hat eben versagt. Die Preise müssen ja steigen, bei den Unsummen von Entwicklungshilfen. Leider gibt unsere Regierung (unsere Regierung?) den Schwarzen im Busch Milliarden, und bei uns in Niederbayern baut man keine Autobahn. Die Schwarzen sind nun mal Menschen 2. Klasse. Sie müssen sich damit abfinden. Wäre Hitler an der Macht geblieben, hätten die Niederbayern Autobahnen. Nicht, daß ich für Hitler und seine KZ's gewesen bin, aber das muß eben einmal gesagt werden.

Was will denn eigentlich unsere Regierung mit ihrem Parlament? Gestern hörte ich eine Bundestagsdebatte. Nein, so geht es nicht! Ein Streit vom Anfang bis zum Ende – die reinste Quasselbude, ja wohl Quasselbude!

Viel Schuld an diesem untragbaren Zustand tragen hauptsächlich die Gewerkschaften. Der Großteil dieser Brüder ist doch kommunistisch oder kommunistisch angehaucht. Notstandsgesetze werden durch diese verantwortungslosen Gesellen vereitelt. Gerade wir in Niederbayern bekommen die Naturkatastrophen zu spüren, die durch die Notstandsgesetze vereitelt werden können. Aber was kümmern sich denn die Gewerkschaftsbonzen um Naturkatastrophen in Niederbayern. Wenn man natürlich Millionen in den Industrien besitzt, gilt der Mann der Scholle nichts. Die Nationalzeitung hat vollkommen recht, wenn sie schreibt: „Schlagt die Linke, wo ihr könnt.“

In Niederbayern würde die Entwicklungshilfe an der richtigen Stelle sein. Die Gewerkschaftsbosse schicken das Geld aber lieber nach Israel, damit sich die Juden weitere Villen bauen können. Nicht, daß ich gegen die Juden bin, nein! Aber etwas Wahres ist schon dran. Kein Volk



der Welt mag sie, diese ewigen Geschäftemacher. Hitler sollte sie nicht gleich vergast haben, aber er wird sicher einen Grund gewußt haben, um sie zu verfolgen. Der Weltzionismus ist nun mal unser Feind. Diese jüdischen und marxistischen Schmierfinken beherrschen auch unsere Presse. Solche Rotstifte vergiften unser gesundes Volksempfinden und leisten damit den Kommunisten Vorschub.

Zu diesem Gesindel zählen auch die Atomwandlerer oder Ostermarschierer. Nein, Dinge gibt es, furchtbar. Ostermarschierer, als ob der Westen kriegslüstern wäre und es bei uns einen Atomwaffenklub gibt. Im Gegenteil. Ich würde mir die ständigen Hetzparolen des Ostens nicht gefallen lassen. Diese Narren von Ostermarschierern sollten einmal in der Sowjetzone oder in China marschieren, dort würde der Marsch im nächsten Gefängnis enden. Aber gegen Dummheit ist kein Kraut gewachsen. Das schreibt selbst unsere Zeitung. Atomwaffengegner gehören ordentlich geprügelt und dann in ein Arbeitslager geschickt, damit sie endlich wissen, daß man Freiheit und Demokratie nicht mißbrauchen darf. Schlimmer noch als diese Ostermarschierer sind jedoch die Kriegsdienstverweigerer. Mich schüttelt es direkt vor Ekel, einen solchen Namen in den Mund zu nehmen. Kriegsdienstverweigerer, ehrlich, wo außer in Westdeutschland, gibt es noch solche verkommenen Elemente. Die meisten davon laufen mit einer Beatlemähne herum, arbeiten nichts und stänkern und untergraben unsere Freiheit. Ein echter junger Mann muß zum Barras, damit er das Gehen und einen Anstand lernt! Militär hat es schon immer gegeben und wird es immer geben. Da werden auch die Kriegsdienstverweigerer nichts dagegen machen können, ha, ha, ha! Kriege sind eben Naturgesetz und dazu geschaffen, die Menschheit zu dezimieren, um einer Überbevölkerung der Erde entgegenzutreten. Die Besseren überleben sowieso. Die Gründe dieser Kriegsdienstverweigererschweine sind ja gar nicht echt. Nein, Landesverräter sind das. Wir haben schon Kriegsdienstverweigerer geschlagen und werden sie wieder schlagen, wenn wir sie erwischen. Recht auf Gewissensfreiheit – ha, Angst haben diese Ratten, sonst gar nichts! Nie wäre es mit unserer Nation soweit gekommen, würden nicht diese Gewerkschaften so stark sein. Diese linken Socken mischen sich doch überall ein. Sogar in die Politik. Was Gewerkschaft mit Politik zu tun hat, möchte ich gerne einmal wissen. Eine Unterhaltung mit Gewerkschaftsfunktionären ist sowieso sinnlos. Die Brüder sind zu einseitig. Das Maul gehört ihnen richtig gestopft. Notstandsgesetze verhindern sie, damit uns die Ulbricht-Schergen noch besser fressen können. Gewerkschaften sollten nur in

den Betrieben bleiben und dort wesentlich gemäßigter auftreten. Mit diesen wahnsinnigen Lohnforderungen treiben sie die Preise in die Höhe. Die Feiern zum 1. Mai, ich sage euch, junge Freunde, ich bin jetzt 50 Jahre, vorm Dritten Reich, furchtbar! Besoffen, schlecht gekleidet, in Haufen dahin grölend, zogen die Arbeiter durch die Straßen! Ein Greuel ersten Ranges. Nicht, daß ich für Hitler bin. Nein! Aber er riß das Fest des 1. Mai aus der Zweckentfremdung heraus und gab ihm die Bedeutung, die ihm zukommt. Schön in Reih und Glied marschierten Arbeiter und Soldaten im Gleichschritt. Das Herz schlug einem höher. Dann aber, 1945, der Rückschlag! Wieder die Gewerkschaften an der Macht. An der totalen Macht! Auch die Publikationsmittel machten sie sich untertan. Auf Panier schrieben sie sich Rufmord und Verleumdung. Sie wollten nur in der Vergangenheit anständiger Bürger rumkramen.

Für die Verlängerung der Verjährungsfrist treten sie auch ein. Ach, liebe junge Freunde, ich könnte genügend Fälle aufzählen, in denen der Pfarrer zu einem aufrechten Mann ging und ihn bat, doch den Bürgermeister zu machen. Natürlich mußte dieser Mann dann in die NSDAP eintreten. Heute werden solche Demokraten verfolgt und als Verbrecher diffamiert. Was sollen denn die KZ-Prozesse? Nichts als Feindpropaganda! Ein gefundenes Fressen für die Roten. Sonst gar nichts. Wir sollten endlich aufhören, unser eigenes Nest zu beschmutzen. Warum machen denn Engländer und Amis keine Prozesse? Sie haben unsere Frauen und Kinder bombardiert. Die Franzosen, die unsere Kriegsgefangenen mißhandelten? Die Russen, die... die Polen... die Tschechen... die... warum nicht, warum? Warum nur bei uns? Weil bei uns die Roten überall sind. Bei uns wohnt auch so ein Kommunist. Vor kurzem fuhr er nach Leipzig zur Messe, privat, wie er sagte. Aber solchen Elementen darf man nicht trauen! Was machen die nur drüben? Bleib doch drüben bei deinen Freunden, du SED-Schwein, sagte ich ihm. Er hat mich deswegen angezeigt. Ich hatte ihm auch noch seine Landesverräterei vorgeschmissen. Er ist Kriegsdienstverweigerer. Ich möchte wetten, daß unsere Richter auch von der Feindpropaganda beeinflusst sind und dem Kerl sogar noch helfen. Es muß etwas geschehen, so geht es nicht mehr weiter. Wer denkt heute noch deutsch?, so fragte ich. Das vergewaltigte Deutschlandlied, nur die kümmerliche dritte Strophe singt man. Wir singen aber alle drei Strophen. Denn das Lied mit den drei Strophen ist momentan eine nationale Notwendigkeit. Leute, die die schönen alten deutschen Lieder verkommen lassen, gehören ja in das Gefängnis. Seht, bei unseren Wahlver-

sammlungen wurde sogar die Hymne der Stadt („Passau, du schönste Stadt Reich“) gesungen, und die Leute stimmten begeistert ein, denn das gesunde Volksempfinden will eben diese Lied. Unsere Jugend, verseucht durch Beatles usw., muß endlich auf den rechten Weg zurückgeführt werden.

Dieser amerikanische Einfluß! Na, weiß ja nicht recht, mit den Amis, Vietnam blamieren sie sich richtig. Wenn mit diesen Urwaldbewohnern nicht fertig. Ich sage euch, einige SS-Divisionen, und der Krieg in Vietnam würde schon lange beendet sein. Nicht, daß ich für die SS bin, aber...

Überall wo man hinschaut, nichts als Feindpropaganda – Diffamierung – linke Socken – usw. Ein hartes Stück Arbeit liegt vor uns. Aber ich weiß, daß die deutschen Jugend Begriffe wie Ehre, Vaterland und Heimatverbundenheit noch Werte sind. Ich hoffe und baue auf die deutsche Jugend. Daß die deutsche Nation wieder das wird, wozu sie bestimmt ist!

Pleite-Geier! Wir hören dich krächzen! Wenn das so weitergeht, dann gute Nacht, Demokratie! Es darf nicht wahr sein! Demokraten, weh euch!

Aktiv

Am 16. April 1966 um 15.00 Uhr traf sich bei strömendem Regen etwa 200 Jugendliche vor dem Koblenzer Schloß, um gegen den 1. Landesparteitag der NPD in Rheinland-Pfalz in der Koblenzer Rhein-Mosel-Halle zu demonstrieren.

Auferufen zu diesem Protest hatten die Jugendverbände des Stadtjugendringes und des Ringes politischer Jugend.

Auf Tafeln und Transparenten waren Parolen wie:

„NIE WIEDER 1933“

„KOBLENZER JUGEND GEGEN NPD“

„NSDAP = NPD?“

„FÜR FREIHEIT UND DEMOKRATIE“

u. ä. zu lesen.

Schweigend zogen die Jugendlichen von der Koblenzer Gewerkschaftsjugend angeführt, vom Schloß zur Rhein-Mosel-Halle. Auf dem Wege dorthin schlossen sich fast alle Koblenzer Gewerkschaftssekretäre und viele Koblenzer Bürger den jugendlichen Demonstranten an. Ruhig stellten sie sich mit ihren Schildern vor der Rhein-Mosel-Halle auf. Obwohl sich die Jugendlichen vollkommen diszipliniert verhielten, versuchten NPD-Funktionäre immer wieder, sie durch Provokationen zu unbedachten Handlungen hinzureißen. Aber die Jugendlichen zeigten sich als bessere Demokraten und bildeten mit ihren Transparenten und Schildern für die ankommenden NPD-Mitglieder schweigend Spalier.

Wenig Mut bewies der Kundgebungsredner der NPD, Herr von Thadden, der sich nicht den Demonstranten am Haupteingang zeigte, sondern es vorzog, den Personalaufgang an der Rückseite der Rhein-Mosel-Halle zu benutzen.

Die heutige Jugend, die morgen die politische Verantwortung tragen wird, hat damit wieder einmal bewiesen, daß sie bereit ist, für die Demokratie und die Freiheit alle Gruppeninteressen zurückzustellen und gemeinsam zu handeln.

Sollten sich nicht altgediente Politiker an dieser Jugend ein Beispiel nehmen?

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundes-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schloßbuch 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Baby statt Puppe

Zweieinhalbtausend Schulmädchen bekamen im vergangenen Jahr ein Kind / Viele möchten ihre Jugendliebe heiraten / Aber die Ärzte sind gegen die „Kinderehen“

Das Bundesinnenministerium gibt eine erschütternde Ziffer bekannt: rund zweieinhalbtausend Mädchen im Kindesalter von dreizehn, vierzehn und fünfzehn Jahren wurden 1965 Mutter. Die Väter waren meist Jugendliche, die in vielen Fällen den Wunsch hatten, ihre Freundin zu heiraten.

Vom ärztlichen Standpunkt aus muß jedoch jede vorzeitige Sexualität abgelehnt werden. Das Knochenwachstum eines jungen Mädchens dauert bis etwa zum achtzehnten Lebensjahr. Eine vorzeitige Schwangerschaft belastet diese Entwicklung nachhaltig. Neben den tiefgreifenden seelisch-charakterlichen Folgen registriert die moderne Medizin daher auch unausbleibliche gesundheitliche Schädigungen.

Doch das Veto der Ärzte ist nur ein Grund, warum die Vormundschaftsrichter eine kopflose Flucht der kindlichen Mütter in vorschnelle Ehen zu verhindern trachten. Vielmehr sind Erzieher und Psychologen auf Grund ihrer umfangreichen Erfahrungen in den letzten Jahren zu der Erkenntnis gelangt, daß eine Jugendehe ausschließlich eines Babys halber das Übel nur verschlimmern kann. Ein Standpunkt, den das Münchner Jugendamt so formulierte: „Besser ein außereheliches Kind als eine unüberlegte Ehe, die mit Enttäuschungen endet und später noch weit größeren Schaden anrichtet!“

Wie richtig diese Auffassung ist, weisen nicht zuletzt die Scheidungsstatistiken aus. Sie zeigen, daß es kein Ausweg ist, wenn die Familie einer Schulmädchenmutter das Problem durch Heirat aus der Welt zu schaffen trachtet. Darüber hinaus weiß man aus zahlreichen Strafprozessen vor den Jugendgerichten, daß

viele Gewaltverbrechen aus den Spannungen überstürzter Teenagererien resultieren.

Häufig sind diese materieller Natur, weil die Geburt eines Kindes den gewohnten Lebensstandard der Partner radikal verändert. Eine Situation, der die lebensunerfahrenen jugendlichen Eltern seelisch naturgemäß nicht gewachsen sein können.

Ein anderer Grund ist, daß sich allzu junge Eheleute vielfach nach einiger Zeit neuen Partnern zuwenden. Kein Wunder: die vorzeitige Sexualität hat die normale Entwicklung zur Sturm- und Drangperiode nur unterbrochen, nicht aufgehoben. Häufig sind es jedoch gerade die Erwachsenen, welche eine verstörte jugendliche Mutter in eine aussichtslose Ehe hineintreiben. Weit über die Hälfte aller bei den Vormundschaftsgerichten einlaufenden Anträge auf Heiratserlaubnis vor dem gesetzlichen Alter erfolgen aus diesem Grunde!

Dabei sollten sich gerade die Eltern sagen, daß mit einer Hals über Kopf arrangierten Ehe nichts mehr gerettet werden kann, wenn die Dinge erst einmal so weit gediehen sind. Meist aber erstickt die Angst vor einem befürchteten Skandal jede vernünftige Überlegung. In überhöhten Auffassungen befangen, möchten Väter und Mütter die „Familienschandale“ auch um den Preis einer unglücklichen Zukunft der Tochter abwenden.

Zu spät erkennen sie dann nach einigen Jahren, daß sie ihrem Kinde die besten Jugendzeit nahmen und obendrein seine Chancen für eine spätere solide Ehe untergruben.

Erweist sich jedoch die Zuneigung aller junger Liebesleute als tatsächlich dauerhaft, so können sie ein paar Jahre später immer noch früh genug zueinander finden und ihr Kind für ehelich erklären lassen.

W.

Wann ist die Schule wirklich vorbei?

Im Gänsemarsch zogen Bonner Berufsschüler dieser Tage zum schmutzgrünen Rhein, um ihre Schulbücher zu versenken. Die Zeit der „Knechtschaft“ war vorbei, und die „Deutsche Einheitskurzschrift“ sollte nebst „Kaufmännischer Buchführung“ zum Teufel gehen. Überall geschieht jetzt ähnliches: „Bücherverbrennungen“ nach bestandenen Abitur und symbolisches Zerfleddern letzter Mathematikhefte sind Mode geworden. Und eine Klasse tiefer wartet man schon jetzt mit Sehnsucht, daß man dies im nächsten Frühjahr ebenfalls tun darf. Aber wer weiß schon, wie viele Bücherverbrenner im Laufe der nächsten Wochen und Monate stillschweigend hingehen werden, um Verbranntes und

Versenktes in Neuauflage zu kaufen...? Mit der Schule ist das Lernen nämlich leider nicht vorbei. Für manchen endet es nie. Aber auch der, den die hohe Wissenschaft gar nicht erleuchten soll, sieht sich recht bald vor die Notwendigkeit gestellt, das mißmutig angenommene Schulwissen aus freiwilligem Antriebe aufzuforschen. Der Konkurrenzkampf ist gerade unter jungen Leuten heute unerbittlich. Das Rennen macht, wer schneller Kurzschrift schreibt, das bessere Englisch spricht und die leidige Mathematik auch ohne Rechenschieber noch beherrscht. Zwar merkt man bald, daß viel Schulwissen überflüssig war, aber anderes blieb unvollständig. Und seufzend versenkt man sich wieder in die Bücher.

Die wenigsten wissen, daß zwischen Gesellen- und Meisterprüfung ein Lernpensum liegt, das die Berufsschuljahre in mildestem Licht erscheinen läßt. Mancher Lernberuf mit Oberschulvoraussetzung verlangt eine Abschlußprüfung, gegen die das Abitur ein Zuckerlecken war. Auch wer keinen sonderlichen beruflichen Ehrgeiz entwickelt, wird bald merken, daß er wohl oder übel weiterlernen muß, wenn er nicht hoffnungslos hinterrand bleiben will. Die Stenotypistin wird bald sehen, daß heute jede zweite „ungelernte Bürohilfskraft“ Stenografie und Schreibmaschine zu erlernen sucht. Und eines Tages ersetzt einen das bis dahin kaum beachtete Fräulein Meier, während man im Urlaub auf Mallorca

sitzt. Oder man wird schlicht durch ein Diktiergerät abgelöst...

Am ärgsten sind die dran, die vorzeitig von der Schule flüchten, um „endlich die Paukereie loszuwerden“. Sie kommen in einen Beruf und stehen plötzlich vor der Tatsache, wesentlich mehr „pauken“ zu müssen als jene, die es ein bißchen länger ausgehalten haben. Also darf die Bücher eigentlich nur verbrennen oder im Rhein versenken, wer als junges Mädchen heiratet und sich schwört, niemals einen Beruf zu ergreifen? Leider ist auch das eine Illusion. Sie zerrinnt spätestens an dem Tag, an dem der Sprößling fragt: „Papa hat keine Zeit! Mama, verstehst du das mit der Quadratwurzel?“ (NP)

Die Barden vom Café „Wostok“

Aus Leningrad erreichte uns diese Reportage der Russin Galina Silina. Wir drucken den Bericht in fast wörtlicher Übersetzung ab, weil wir glauben, daß es interessant ist zu wissen, wie man heute in der Sowjetunion Jugendreportagen schreibt.

Im Stadtinnern Leningrads gibt es ein kleines gemütliches Café, das den Namen „Wostok“ trägt und immer voll von Jugendlichen ist. Hier wird nicht getanzt. Jungen und Mädchen sitzen an bunten Tischchen, die oft zusammengerückt werden. Man sitzt bei herbem Wein, schwarzem Kaffee und lutscht Bonbons. Es werden Gedichte vorgetragen und Lieder gesungen. Neulich erlebte ich einen Wettstreit von Laiendichtern oder Barden, die wir nach den Minnesängern im England früherer Jahrhunderte Minstrels nennen.

Junge Leute in Joppen oder Pullis traten, jeder mit seiner Gitarre, an das inmitten der Tischchen stehende Mikrophon und

sangen die selbst gedichteten Lieder vor. Ein blonder, großer Bursche stellte sich als Juri Kukin vor. „Ich komponierte vor kurzem ein neues Lied. Es heißt ‚Miragen‘. Ich singe es zum erstenmal öffentlich.“ Mir ging der Gedanke durch den Kopf, daß Jugendliche dieses Lied bald am Lagerfeuer, während der Wanderungen und Partys singen, aber kaum wissen werden, wer sein Autor ist.

Kukin wurde von Boris Poloskin am Mikrophon abgelöst. Boris zog seine Joppe aus, weil er sich im Café genauso ungewollt fühlt wie zu Hause. Hier kennt man seine Lieder schon. Deshalb stellte er nur einige noch unbekanntere neue zur Diskussion. Ein Lied war den Verschollenen des letzten Krieges gewidmet. Mag sein, daß unter den jungen Leuten im Café auch solche waren, deren Väter oder Brüder aus dem Krieg nicht heimgekehrt sind. Mag sein, daß bei Poloskin selbst die Familie nach dem Sieg nicht vollständig am Tisch zusammenkam. Jedenfalls klang das Lied ergreifend, und alle hörten Boris' Gesang mit angehaltenem Atem an.

Boris Poloskin, 33 Jahre alt, ist Physiker, absolvierte die Leningrader Polytech-

nische Hochschule, eine der ältesten Lehranstalten des Landes. Er arbeitet heute als wissenschaftlicher Assistent im Physikalisch-technischen Joffe-Institut. Er liebt seine Arbeit, denn natürlich lieben alle modernen Minstrels, denen ich begegnete, ihren Hauptberuf. Poloskin ist Meister des Sports. Er durchwanderte die ganze Sowjetunion, bestieg den Tienschan, fuhr über viele Flüsse mit Paddelbooten und legte lange Strecken in der Sandwüste zurück. Eben dieses Wandern beschwingt ihn in seinem dichterischen Schaffen. „Mitunter ist das Wandern so beschwerlich, daß man gar nicht dazu kommt, zu singen oder gar zu dichten“, erzählte mir Boris. „Meine Lieder entstanden jeweils erst nach der Rückkehr.“

Das Schaffen von Juri Kukin ist ebenfalls mit Wanderungen verbunden. Er ist Eislauftrainer. Im Winter trainiert er Schulkinder, im Sommer begibt er sich auf Expeditionen. „Jeder, der an Wanderungen teilnimmt, weiß ein Lied zu schätzen“, meint Kukin. „Nach einem anstrengenden Wandertag, wenn alle ermüdet am Lagerfeuer sitzen, beginnen glückliche Stunden der Entspannung

durch die Lieder. Während der Expeditionen begann ich, meine Gedichte vor mich hinzusingen. Ich ahnte nicht, daß sie später Tausende von Kilometern entfernt gesungen werden würden, daß ich sie jemals vor einem Publikum vortragen würde.“

Ich könnte noch eine Menge interessanter junger Leute aufzählen, die alle im „Wostok“ ihre Lieder vortragen. Da ist z. B. der Leningrader Alexander Gorodnitski. Sein bekanntestes Lied heißt „Kanada“. Als Alexander Kanada besuchte, sah er dort Birken, wie sie auch in seiner Heimat wachsen. Diesen Birken widmete er sein Lied über Kanada. Übrigens ist Alexander Geophysiker und fährt seit Jahren als Forscher auf dem Segelschiff „Krusenstern“.

Was singen diese modernen Barden? Sie singen von der Liebe und von inniger Freundschaft, vom Fernweh. Es sind wehmütige und fröhliche Lieder. Sie sind stets von tiefem Schmerz oder von der Freude des Autors getragen. Und die jungen Zuhörer im Café „Wostok“ erleben sie mit.

(NP)



Rast beim Ostermarsch, an dem in diesem Jahre 145000 meist junge Menschen teilnahmen.

007 James Bond oder Das Leben ist nicht der höchste Wert

Mit James Bond ist ein Leitbild aufgetaucht, dessen wesentlichstes Merkmal der technifizierte Mord ist. Mit Präzision und einem nie versagenden Mordinstrumentarium vollzieht er Hinrichtungen mit der grauenhaften Selbstverständlichkeit, wie sie den Mördern von Auschwitz geläufig war. Mit James Bond ist in der Tat die Logik von Auschwitz abermals ausgerufen. Sie lautet: Befehl ist Befehl. Die Frage nach der Moral und der Gerechtigkeit wird nicht gestellt, weil der Befehl stillschweigend mit der gerechten Sache identifiziert wird. Ja, die Frage nach der Moral zu stellen, heißt bereits, sich jener „intellektuellen Sachlichkeit“ verdächtig zu machen, die mit der entstellten Fratze des Feindes in Verbindung gebracht wird. Selbst dort, wo James Bond sich als unwiderstehlicher Frauenheld gibt und dafür Bewunderung und Nachahmung erntet, wird seine Menschenverachtung sichtbar. Denn die Frauen sind ihm Objekte, bloße Gebrauchsgegenstände, die er je nach strategischer Notwendigkeit den Kugeln seiner Feinde opfert. Und es mag mehr als bedenklich stimmen, daß Bond trotz aller zynischen Menschenverachtung nicht nur als Symbol „idealer Männlichkeit“ gepriesen, sondern auch anerkannt wird. Aber jene Anerkennung wird ihm nur zuteil, weil er alle uneingestanden und geheimen Wünsche und Sexualvorstellungen seiner Verehrer mit großer Selbstverständlichkeit verwirklichen kann, die gerade seinen Bewunderern die Enge bürgerlicher Normen vorenthält. Bond ist die Ersatzbefriedigung für alles, was seinen Bewunderern bei Strafe verboten

ist. Darüber hinaus befriedigen die Bond-Filme auch jene zerstörerischen Wünsche und sadistischen Neigungen, die überall vorhanden sind, um sie aber auch gleichzeitig zu fördern und zu steigern. Das Potential an Sadismus und Selbstzerstörung wird dadurch vergrößert. Und um den Versuch, sich aus diesem unsichtbaren vergewaltigenden Zirkel zu befreien, nämlich die Frage nach Moral und Gerechtigkeit zu stellen, um diesen Versuch zu unterbinden, gibt James Bond in allen seinen Handlungen und mit euthanasiegleicher „Saubereit“ ausgeführten Morden zu verstehen, was sich für den „guten“ Demokraten schickt. Er hat James Bond zufolge sich anstandslos dem anzupassen, was er in der Gesellschaft vorfindet und was von ihm gefordert wird, sei es im Betrieb oder in politischen Organisationen. Demokratie wird als blinde Anpassung gepriesen und nicht als Mitarbeit in Form von konkreten Vorstellungen und Kritik. Demokratie heißt nach dem „Bondschen Rezept“, die technischen Handgriffe leisten, die der technische Apparat erforderlich macht.

Mit dieser These, die unausgesprochen alle Bond-Filme durchzieht und alle seine Aktionen kennzeichnet, wird der politische Gehalt der Filme sichtbar. Daß „Feuerball“ oder „Goldfinger“ nicht bloße Unterhaltungsfilme sind, die mit der gesellschaftlichen Praxis und Theorie mächtiger Interessengruppen nichts zu tun haben, läßt sich wohl kaum länger mehr behaupten. Der technische Apparat, der den einzelnen zum Handlanger von Kontrollknöpfen macht, ist angeblich

so allmächtig und verselbständigt, daß sogar die Politiker nichts mehr gegen ihn vermögen, sie sind ähnlich dem Kontrolleur an einer automatischen Walzstraße der Eigengesetzlichkeit der Monsterapparatur ausgeliefert, sie sollen ebenfalls nur noch Ausführende sein. Nach dieser Behauptung gäbe es auch keine politischen Alternativen mehr, denn die Richtung, die der Apparat eingeschlagen hat, ist nicht mehr zu verändern, also auch nicht die Produktion von Vernichtungsmitteln. Der Mensch wäre damit zum bloßen Anhängsel einer zerstörerischen Produktion geworden.

Bei Bond ist diese These am drastischsten verwirklicht in der Selbstverständlichkeit, mit der Mordwaffen zu Gegenständen des täglichen Gebrauchs werden und Atombomben zu umgänglichen saubergelegten Metallkörpern, die sich nach Belieben im Wasser spazieren fahren lassen. Das neutralisierende, wenn nicht sogar verschönende Wort Feuerball soll nicht nur vom Grauen eines Hitze und Verseuchung zersprengenden Atompilzes ablenken, sondern uns darüber hinaus an das Leben mit der eigenen Vernichtungsmöglichkeit gewöhnen, so als seien Atombomben und chemische Waffen aus der Eigengesetzlichkeit des technischen Apparats zu erklären und nicht aus politischen und militärischen Entscheidungen, die nachweislich anders aussehen können.

In einer Welt, in der der technische Apparat sich vom lenkenden Handeln der Menschen befreit hätte, wären Typen wie James Bond wahrhaft „ideale Men-

schen“. Sie würden ohne Gewissen handeln, sich nur auf den Befehl berufen, der auf technischer Notwendigkeit beruht. James Bond als ein möglicher Techniker eines solchen von Sachzwängen bestimmten Prozesses zeigt die katastrophalen Folgen für das, was man unter dem Begriff „Mensch“ versteht. Denn jede Humanität würde sich gänzlich aufheben, und es blieb nichts Erstrebenswertes mehr übrig. Was die James-Bond-Filme hier propagieren, sollte an Auschwitz erinnern, wenn wir uns die Folgen der Bond-Filme ausmalen wollen. Aber diese These von einer allmächtigen Technokratie, die den einzelnen wie auch den Politiker als machtlos hinstellt im Angesicht des technischen Apparates, ist Ideologie, ist falsches Bewußtsein. Denn es zeigt sich gerade im Gegenteil, daß jede noch so kleine politische Entscheidung von großem Gewicht für den Weg in die Zukunft ist. Das läßt sich in unserem Land an der Haltung der Gewerkschaft in den Fragen der Notstandssetzung und der Mitbestimmung schlagend beweisen.

James Bond ist der Inbegriff der Menschenfeindlichkeit. Der mangelnde politische Einfluß des einzelnen auf die aktuelle Politik wird bei Bond als eine Notwendigkeit des technischen Apparats erklärt, so als könne man daran nichts ändern, mit dem deutlichen Hinweis, daß der einzelne sich fügen soll, wenn er nicht mit den Interessenten der Bondschen These hintereinander kommen will. Bond sollte uns eine deutliche Warnung sein!

Gerhard Amendt



Quatsch, das ist doch großer Quatsch. Der Opa auf dem Tribünenplatz des Essener Gruga-Stadions kommt in Bewegung. Seine Hände flattern wie Brieftauben. Er rollt die Augen und schimpft weiter: „Die Arbeiter sollen sich am 1. Mai ruhig amüsieren. Richtig ist das. Was man dagegen haben kann, verstehe ich nicht.“ Ein klares Nein auf unsere Frage: „Sind Sie auch der Meinung, daß es nicht verträglich ist, am 1. Mai Politik mit Vergnügungen zu mixen?“ Aus den Fingern gesogen haben wir uns diese Frage freilich nicht. Sie liegt in der Luft, seitdem die DGB 1965 in Hamburg eine neue Form der Mai-Feier aus der Taufe gehoben hat. Die politische Aussage blieb. Addiert wurden Tanz, Musik und Sport. Ein Non-stop-Tagesprogramm. Essen probiert die Form jetzt zum zweiten Male – im Gruga-Park.

Nicht nur die Jugend war Feuer und Flamme. Auch die Alten, die Veteranen der Gewerkschaftsbewegung, haben munter mitgemischt. „Mein schönster 1. Mai. Ein richtiges Volksfest. Keiner aus der Familie muß zu Hause bleiben. Jeder wird etwas anderes geboten.“ Ein Ordner sagte das. Einer von den ehrenamtlichen Helfern, die darüber wachen, daß das Mammut-Programm pünktlich eingehalten wird. Viele alte Kollegen sagen ähnliches. Die Skepsis, sie könnten durch den neuen Stil abgestoßen und isoliert werden, scheint damit gegenstandslos zu sein.

10 Uhr. Strahlender Sonnenschein. Auftakt mit Platzkonzerten an sieben Orten Essens. Gemächlich baut das Fernsehen seine Kameras auf. Dreiviertel Stunden später ist der Bahnhofsvorplatz schwarz von Maigängern.

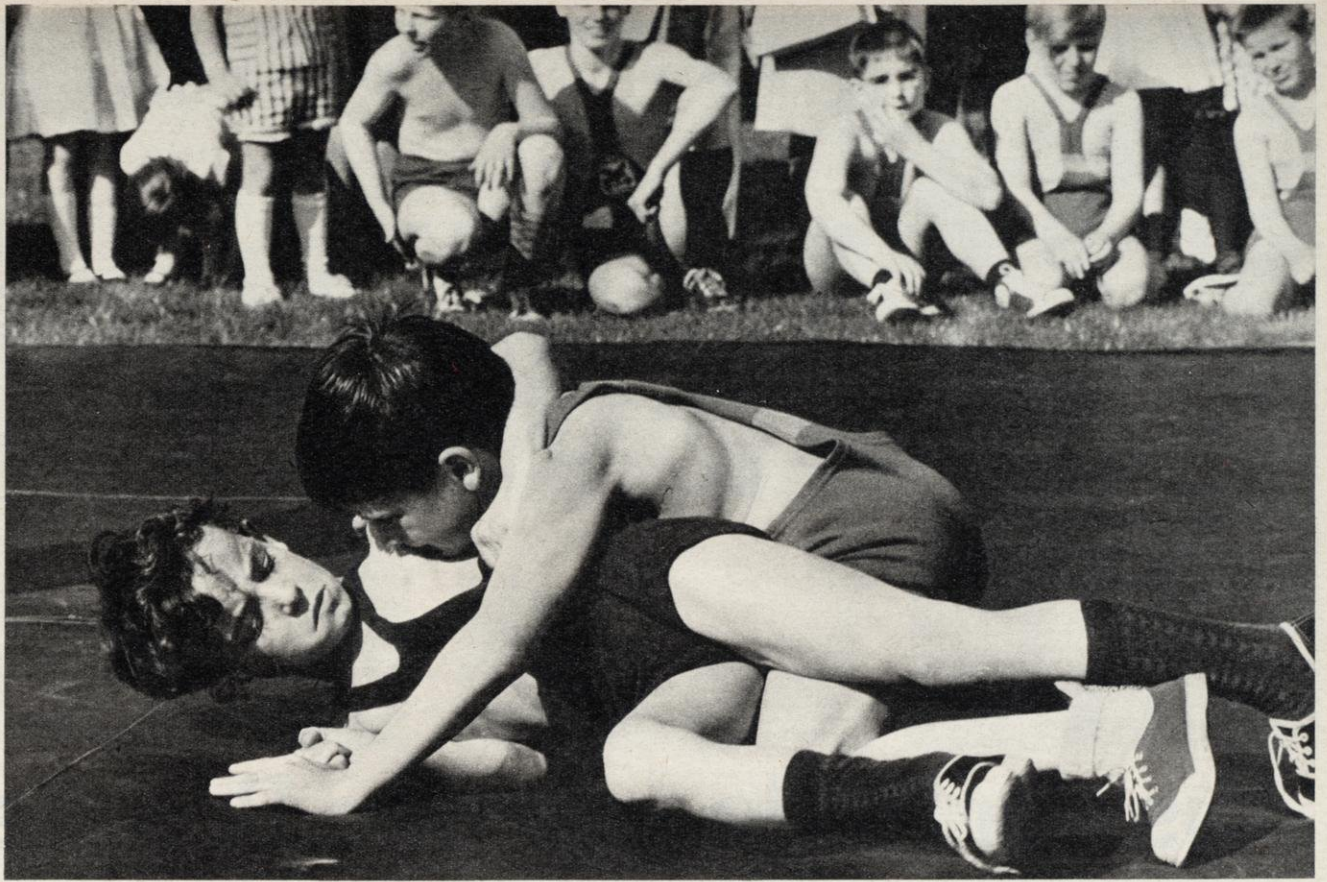
Essens Straßenbahnen fahren Großbesatz. Alle fünf Minuten ein neuer Zug zum Gruga-Park.

10.30 Uhr im Städtischen Saalbau. Martin Walser und Gerhard Zwerenz lesen aus ihren neuen Romanen, die im Herbst erscheinen sollen. Walser, elegant wie der Geschäftsführer eines Konfektionshauses, verbreitet zaghafte satirisches Mißbehagen an der Gesellschaft. Direkter, zupackender die Prosa von Zwerenz. Zwei Texte, die unterschiedliches Verständnis brauchen. Das Publikum bringt's für beide auf. Es geht mit.

Fotos: H. Rudolf



Die Sänger



Warum fand das zweite Maitreffen in Essen statt? Busch erinnert sich: „Gleich nach Hamburg haben wir uns beworben. Wir waren nicht die einzigen Bewerber. Aber der DGB-Bundesvorstand hat grünes Licht für Essen gegeben.“ Seit Oktober vorigen Jahres haben er und seine Freunde am Programm gearbeitet. Mitgeholfen haben die acon-Werbe-gesellschaft aus Köln und die Werbeabteilung des DGB.

Es geht nur um Beifall

Zahlreiche Fotoamateure bemühten sich um gute Bilder. Der DGB hatte nämlich einen Fotowettbewerb ausgeschrieben. In der Dunkelkammer müssen jetzt schwerwiegende Entscheidungen getroffen werden. Unzählige Motive hat es auf diesem Maitreffen in Essen gegeben. Aber der DGB hat zur Bedingung gemacht: Nur drei Fotos darf jeder einschicken.

Spanische Familie



Hans Plück

Und die Mutti lacht dazu



Mittags im Gruga-Stadion gibt's ein schönes Wiedersehen. Jyske Pige-garde, die dänische Mädchenkapelle, dreht eine Runde auf der Aschenbahn. Die jungen Damen sind noch genauso hübsch wie im vergangenen Jahr in Hamburg. Ihre Musik ist auch nicht schlechter geworden.

Dann hält Otto Brenner die Mairede. Es ist keine lange Rede, aber an politischer Deutlichkeit läßt sie nichts zu wünschen übrig. Beides ist gut so. Das eine paßt zum neuen Stil. Das andere zeigt, daß dieser neue Stil nur dann einen Sinn hat, wenn die politischen Gewichte in der Waagschale bleiben. Spanische Kollegen lassen Transparente Revue passieren: „Amnestie für politische Gefangene in Spanien“. Und: „Nein zu ausländischen Militärbasen in Spanien“.

Zuhörer erzählen von einem Zwischenfall am Vormittag. Beim Platzkonzert in Frohnhausen randalierte ein NPD-Jüng-ger. Beherzte Männer gingen zur Selbst-hilfe über. Kurzerhand knockten sie den Störenfried aus.

15.30 Uhr. Auf den Wiesen tummelt sich Essens junges Sportlervolk. So ziemlich alle Sportarten führen die Vereine vor. Kasperletheater spielt die Polizei für die Jüngsten. Addi Münster präsentiert „Unterhaltung zur Kaffeestunde“. Irgendwann dazwischen ein Tagesfeuerwerk auf der Kranichwiese. Eine Dokumentation zur Gewerkschaftsgeschichte ist zu besichtigen. Sie hätte getrost umfangreicher sein dürfen. Großes Schaukonzert mit vielen Kapellen. Die Däninnen sind wieder dabei.

Abends 2mal leichte Muse. „Mai-Rakete 65“ mit Lolita und anderen Stars. Lolita ist wählerischer geworden. Längst nicht mehr alle Angebote nimmt sie an. Aber zur Maifeier, erzählt sie, kommt sie gern, seitdem sie in Hamburg für „die Eskens“ einsprang und viel Beifall bekam.

Kniefreie, hochgeschlossene Mädchen bei „Rhythmen für junge Leute“. Welche Rhythmen? Der Beat? Einer, der aussieht wie ein Aushilfsbeatle, wird ganz melancholisch vor so viel Rückständigkeit. „Der Beat? Den haben wir doch schon vor 'ner Ewigkeit beerdigt. Blue Flaem ist Top. Und Marathon.“

Mit diesen beiden Veranstaltungen geht das Maitreffen zu Ende. „Um 23 Uhr“, hatte Franz Busch, Vorsitzender des DGB-Kreises Essen, gesagt, „wird bei uns dicht gemacht.“

Busch ist zufrieden. „120000 Besucher – für Essen ist das eine stolze Zahl.“ Auch der Kartenverkauf kann sich sehen lassen. Damit hat Essen bewiesen, daß der Hamburger Erfolg kein Zufallstreffer war. Mit Fug und Recht darf man das behaupten. Die Besucherzahl spricht dafür allemal.

Zufrieden sind auch die Leute vom Roten Kreuz. Sie ziehen eine magere Bilanz: „Nur ein mittelschwerer Fall, ein paar leichte Prellungen, fünf Kinder hatten sich verlaufen. Für uns kein schlechter Tag.“



Aus der Rede von Otto Brenner in Essen

Wir pochen darauf, daß der Artikel 20 des Grundgesetzes verwirklicht wird, der uns die soziale Demokratie verheißt!

Das ist keine leere Deklamation, sondern eine konkrete Aufgabe, die uns die Väter unserer Verfassung gestellt haben!

Und weil wir diese Verfassung ernst nehmen, weil wir uns ihren demokratischen Gehalt nicht nachträglich verwässern und zerstören lassen wollen, deshalb lehnen wir nach wie vor die Notstandspläne der Bundesregierung ab.

Wir sagen es ganz klar.

Die Notstandsentwürfe der Bundesregierung haben nichts mit einer angeblichen Sicherung der Bevölkerung gegen Kriegs- und Notfälle zu tun.

Um Sicherheit für alle zu schaffen, bedarf es keiner verfassungsändernden Notstandsgesetze.

Am allerwenigsten bedarf es dazu der Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht und der Einschränkung wesentlicher Grundrechte, vor allem auch des Koalitions- und Streikrechts.

Ist es nicht absurd, anzunehmen, daß einer wirklichen Gefahr für unsere demokratische Ordnung am besten dadurch begegnet werden kann, daß man die demokratischen Organisationen der Arbeitnehmer mundtot und aktionsunfähig macht?

Wer solche Pläne ausheckt, der mag ein perfekter Bürokrat sein. Von Demokratie hat er keinen Schimmer!

Wir sind der festen Überzeugung, daß unser Grundgesetz ausreicht, um Notstandssituationen zu begegnen!

Wer die Demokratie sichern will, der darf nicht ihre Demontage betreiben! Demokratie heißt: Wohlstand, Sicherheit, Fortschritt, Gleichberechtigung für alle - nicht nur für wenige.

Demokratie heißt: Sicherung des Friedens, Abbau der zwischen den Völkern bestehenden Spannungen.

Seit jeher war der 1. Mai auch ein Tag machtvoller Demonstrationen der Friedenssehnsucht der arbeitenden Menschen, ihres Widerstandes gegen Rüstung, Kriegsgefahr und gewaltsame Austragung der Gegensätze zwischen den Völkern und Nationen des Erdballs.

Die Atombombe hat ein neues Zeitalter eingeleitet. Sie hat den Krieg als Mittel der Politik unmöglich gemacht, auch wenn das viele noch nicht wahr-

haben wollen. Denn eines steht fest: Der dritte Weltkrieg wäre nicht mehr ein mit konventionellen Waffen geführter Krieg, sondern eine die ganze Menschheit bedrohende atomare Katastrophe.

In den USA hat man berechnet, daß die Antwort des Gegners auf einen von den Amerikanern geführten ersten Atomschlag schätzungsweise 20 Millionen Tote kosten würde. Da-

richtet eine allgemeine, internationale Rüstungskontrolle ein!

Setzt die Politik der Entspannung fort, die trotz aller Widerstände und Hindernisse seit einigen Jahren von den beiden Weltmächten - wenn auch zögernd - verfolgt wird.

Wir begrüßen die Note der Bundesregierung an fast alle Staaten der Erde, in der sie ihre Bereitschaft zur Abrüstung und zu einer friedlichen

Wiedervereinigung und zur Verstärkung der menschlichen Kontakte zu erfahren.

Wir haben immer gesagt: Es besteht nicht der geringste Grund, einer offenen geistigen Auseinandersetzung mit den Kommunisten und der SED aus dem Wege zu gehen. Haben wir denn zu unseren demokratischen Überzeugungen so wenig Vertrauen, daß wir glauben, bei einer Diskussion



gegen würden bei Abwehr eines vom Gegner zuerst geführten Atomschlages 120 Millionen Amerikaner ihr Leben verlieren - von den damit verbundenen materiellen Zerstörungen ganz zu schweigen.

Welche Weltmacht - so müssen wir fragen - würde sich also in einer kritischen Situation entschließen, bis zum letzten Moment zu warten, wenn sie hoffen könnte, durch einen Präventivschlag 100 Millionen Menschen auf ihrer Seite zu retten?

Wenn man von solchen Schätzungen und Überlegungen hört, dann sollte der Wahnsinn des atomaren Rüstens jedem einzelnen unauslöschlich zum Bewußtsein kommen.

Es darf keinen Atomkrieg geben!

Wir fordern:

Macht endlich, endlich Schluß mit dem Wettüben!

Rüstet ab!

Zerstört alle Atomwaffen!

Lösung der Probleme bekundet hat. Lange genug hat es gedauert, bis sich die Bundesregierung zu dieser Geste verstand.

Auch in der Frage der Wiedervereinigung gibt es in der letzten Zeit begrüßenswerte Entwicklungen. Wir geben uns dabei keinen Illusionen hin. Mit ein paar Gesprächen und Versammlungen ist es sicher nicht getan.

Es wäre töricht zu glauben, daß Ulbricht und sein Regime bereit seien zuzugestehen, was sie bisher so hartnäckig verweigert haben. Das würde tatsächlich nicht mehr und nicht weniger bedeuten als Selbstaufgabe.

Trotz allem ist es ein Fortschritt, wenn beide Seiten wenigstens miteinander ins Gespräch kommen, wenn vor allem die Bevölkerung drüben die Möglichkeit erhält, seit langen Jahren wieder zum ersten Male unsere Argumente und Vorstellungen zur

den kürzeren zu ziehen? Das wäre doch völlig unberechtigt!

Wir haben unsere Vorstellungen darüber, wie ein wiedervereinigtes Deutschland aussehen soll, schon vor neun Jahren in der Erklärung des DGB zur Wiedervereinigung vom 1. Mai 1957 der Öffentlichkeit vorgelegt.

Wir können wichtige Erfolge aufweisen: Die bevorstehende Verwirklichung der 40-Stunden-Woche, die Verbesserung der Löhne und Gehälter, die Verbesserung des Urlaubs und die tarifliche Sicherung des Urlaubsgeldes.

Diese Erfolge gewerkschaftlicher Aktivität beweisen:

Der soziale Fortschritt in der Bundesrepublik geht weiter.

Es wird den Arbeitgebern und den hinter ihnen stehenden Kräften nicht gelingen, ihn zum Stillstand zu bringen!

Mit u
gleich
gen d
Zeich
gung
tisch
wied
Daru
stärk
in de
über
Mau
im a
Wir k
Seid
Arbe
ihren
über
triun
und
wen
Uns
hier
bleib
wir
kann
sein
erst
Die
len,
tet
inn
Wal
fisc
der
offe
wel
Wir
die
sch
Arb
ten
wis
Wir
Ko
In
Ta
un
pas
de
un
da
na
Wi
un
ih
wi
für
De
in
Er
in
W
T
D
ha
ab
h
S



Gerhard Zwerenz las aus einem neuen Roman



Lolita sang eines ihrer neuen Chansons



Martin Walser las ebenfalls aus einem neuen Roman

Mit unseren Erfolgen schaffen wir gleichzeitig bessere Voraussetzungen dafür, daß einmal unser Land im Zeichen der sozialen Gleichberechtigung und einer freiheitlich-demokratischen Gestaltung der Gesellschaft wiedervereinigt werden kann.

Darum richten wir an diesem 1. Mai stärker und vertrauensvoller noch als in den Jahren zuvor unsere Blicke über Zonengrenze, Stacheldraht und Mauer und rufen den Arbeitnehmern im anderen Teil unseres Landes zu: **Wir kämpfen für Euch und mit Euch!**

Seid gewiß: Die Einheit der deutschen Arbeitnehmer, die Gemeinsamkeit ihrer Interessen wird eines Tages über die jahrzehntelange Spaltung triumphieren. Wir gehören zusammen, und wir bleiben zusammen, auch wenn wir heute noch getrennt sind.

Unsere Aufgabe aber liegt zunächst hier in der Bundesrepublik, und es bleibt noch viel zu tun. Davon, daß wir unser Ziel schon erreicht haben, kann trotz aller Erfolge nicht die Rede sein. Die soziale Demokratie muß erst noch verwirklicht werden.

Die Kräfte, die sich ihr entgegenstellen, müssen bekämpft und entmacht werden. Die Ewig-Gestrigen sind immer noch unter uns. Das haben die Wahlerfolge der National-Demokratischen Partei in einigen Bundesländern gezeigt. Hier gilt es, die Augen offen zu halten und den Anfängen zu wehren!

Wir sind jedenfalls fest entschlossen, die Demokratie zu verteidigen und zu schützen. Wir werden die Rechte der Arbeitnehmer und der Gewerkschaften gegen alle Angriffe zu wahren wissen.

Wir müssen wachsam und aktiv sein! Kolleginnen und Kollegen!

In diesem Jahr begehen wieder viele Tausende ausländischer Kolleginnen und Kollegen aus allen Ländern Europas zusammen mit uns den Feiertag der Arbeit. Wir begrüßen sie bei uns, und wir danken ihnen für die Solidarität, die sie uns durch ihre Teilnahme beweisen.

Wir erwidern diese Solidarität voll und ganz. Nicht nur wollen wir mit ihnen zusammenarbeiten, sondern wir wollen auch mit ihnen zusammen für den sozialen Fortschritt kämpfen.

Der 1. Mai ist und bleibt der Tag der internationalen Solidarität!

Er ist und bleibt der Kampftag der internationalen Arbeiterbewegung!

Wir werden nicht zulassen, daß dieser Tag mißbraucht und sein Sinn verfälscht wird!

Die Arbeitnehmer der ganzen Welt haben mehr gemeinsame Interessen als Fragen, die sie trennen. Überall haben sie das gleiche Ziel.

Sie wollen:

- den Frieden sichern
- die Demokratie erhalten und ausbauen
- den Lebensstandard erhöhen und die soziale Gleichberechtigung verwirklichen!



Und da die Sonne es mit dem 1. Mai so gut meinte . . .



Fort mit den Attrappen

Glosse von Ernst Kreuder

„Ich bat Sie, mich zu besuchen“, sagte der neue Oberbürgermeister, „wir haben demnächst wieder einen Siebziger zu ehren, der dritte in diesem Quartal. Ich sah Sie zwar noch nicht auf unseren Empfängen, aber vielleicht können Sie mir doch einen Tip geben. Ich möchte nämlich von der alten Schablone loskommen.“

„So gut kenne ich mich da auch nicht aus“, sagte Sprott, Kritiker und Einzelgänger, „lassen Sie mich also wissen, was Ihnen nicht mehr gefällt.“

„Zunächst diese Kirnhofstracht“, sagte der OB.

„Sie meinen den scharfgebügelten Beileidsanzug?“

„Richtig. Silberkrawatte, Anzug kohlschwarz, Manschettenhemd schneeweiß, schwarze Socken, vielleicht Lackschuhe. Die Damen in entsprechend halbfestlicher Gewandung, friseurfrische Frisuren. Wir wollen diesen verdienstvollen Mann nicht à la menu ehren, wir möchten es ihm ein bißchen festlich machen.“

„Verstehe“, sagte der Kritiker, „pseudofestliche Stimmung mit schwarzen Halbschuhen, kaltem Büfett und lobenden Sprüchen, etwas mäßig. Sie möchten nicht nur den Vorschriften der Textilindustrie enttrinnen, sondern zu Einfällen gelangen. Es liegt ja nicht nur am Ehrenkleid.“

„Doch, damit fängt alles an“, sagte der OB, „schwarz-weiß stehn die Geladenen herum, verlegen, betroffen oder witzelnd, keiner wagt, sich zu früh hinzusetzen. Kellner mit Getränketablets schwirren umher.“

„Kellner mit weißen Jacken, weißen Hemden, schwarzen Fliegen und Beerdigungshosen“, sagte der Kritiker.

„Was schlagen Sie vor?“

„Später“, sagte Sprott, „schmücken Sie erst mal weiter aus.“

„Einzug in den Speisesaal“, sagte der OB, „blütenweiße Tischtücher, Servietten, Funkelgläser, steril wie im Krankenhaus. Die Gehilfen gießen Wein in die Gläser. Der beauftragte Redner erhebt sich, lächelt bescheiden mit gerunzelter Stirn und macht uns mit seiner Beredsamkeit bekannt. Die Ehrung läuft ab. Zehn Minuten. Dem Geehrten wird zugeprostet, der Beauftragte setzt sich, Beifall. Der Geehrte erhebt sich und begibt sich in die Vergangenheit. In seiner Dankrede bekennt er sich als Zugezogener, frühe Verbundenheit mit unserer Stadt wird verhalten zum Ausdruck gebracht. Er besuchte wiederholt unser Pferdemuseum, den Soldatenfriedhof, das Kriegsblindenheim kennt er nach Berichten, und unsere orthopädischen Ausstellungen besuchte er gelegentlich, ebenso die Tiefbaukongresse. Errungenschaften, Fortschritt, soziale Fürsorge, und für die Kunst wurde getan, was Stadtverordnete für Kunst halten – das sagt er nicht, sondern was sie tun konnten. Ende der Dankrede, erhobene Gläser, der Beifall strömt Erleichterung aus.“

„Soweit, so unerquicklich“, sagte Sprott, „und dann?“

„Pause“, sagte der OB, „Geraune, Gemurmelt, geziert verzögerter Aufbruch zum Kalten Büfett. Tellerschaukeln, Sperberblicke, kalter Fasan, gespickter Reh Rücken, Besteckgeklimper. Es tut mir leid, auch mit einem Feldstecher kann ich dabei nichts Festliches entdecken.“

„Wenn Sie das alles umkrempeln wollen“, sagte der Kritiker, „dann sind Sie bei Ihren Wählern unten durch.“

„Mich interessieren nur Vorschläge“, sagte der OB.

„Welches Gewerbe betrieb dieser Siebziger?“

„Schriftsteller der Arzt.“

„Kommt uns gelegen“, sagte Sprott. „Hörte da neulich ein paar boshafte Definitionen von einem erprobten Gehirnschlosser.“

„Lassen Sie hören.“

„Frage: Was ist die Innere Medizin? Antwort: Die Lehre von den unheilbaren Krankheiten. – Frage: Was ist die Anatomie? Antwort: Die Grundlage der Medizin, denn sie handelt vom toten Menschen. – Frage: Was ist ein Physiologe? Antwort: Ein Mensch, der hundert Frösche tötet, um zu wissen, warum sie gelebt haben.“

„Muß ich mir aufschreiben. Und nun zu unserem Thema.“

„Fangen wir mit den Einladungen an“, sagte Sprott, „und verzichten wir auf den behördlich gestanzten Text. Nichts mehr von ‚geben uns die Ehre‘ oder ‚wir beehren uns‘ und nichts mehr von ‚Empfang‘. Es sind ja unsere Steuergroschen, die verehrt werden. Das Finanzamt ist da realistischer, es gibt sich weder die Ehre noch erlaubt es sich, uns zum Berappen einzuladen. Auch Bütteln, Glanzkarton und überschwenglich große Kuverts lassen sich vermeiden. Damit nicht nur die

damit wir mit Ihnen einen unserer Bürger, dem wir Dank oder Anerkennung schuldig sind, feiern können“. Es handelt sich doch um einen Besuch?“

„Wenn Sie wollen, gewiß.“

„Bekleidung“, sagte Sprott, „nach Belieben und Jahreszeit. Zwanglos und erfreuliche Farben, dunkler Anzug unerwünscht. Der Ausdruck Straßenanzug kommt mir so putzig vor wie Marktanzug oder Alleemoden oder Eisenbahnkombination.“

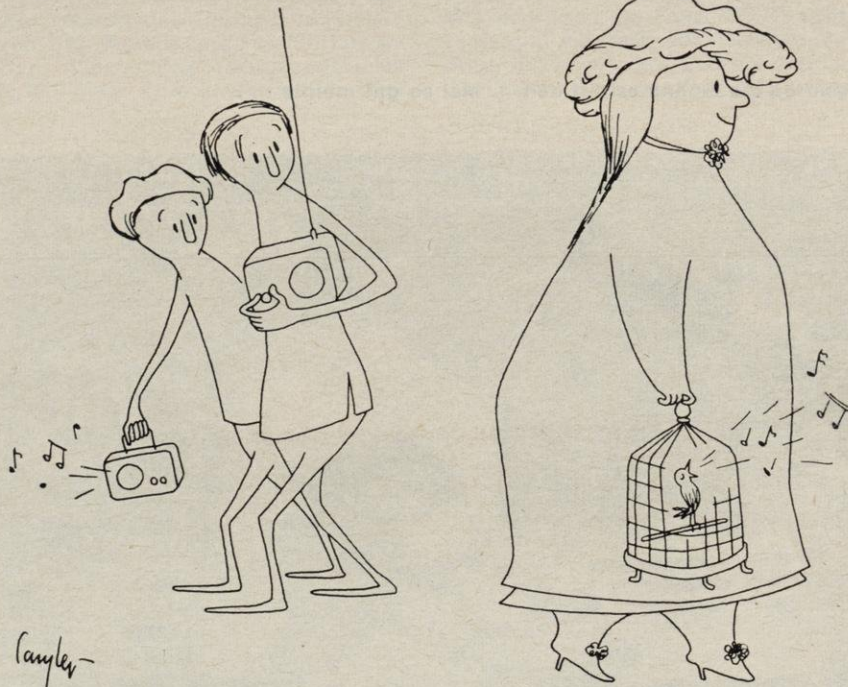
„Dunkler Anzug sowie Straßenanzug unerwünscht, basta“, sagte der OB.

„Auch vor Jagd- oder Angleranzügen sollte man warnen“, meinte Sprott.

„Wir kommen jetzt zum Empfang“, drängte der OB.

„Auf gar keinen Fall Kellner“, sagte der Kritiker, „weder in Weiß noch in Schwarz, wir wollen's festlich haben, und nicht gewerblich. Also eher noch Barkeeper, am besten von Überseeschiffen; habe auf Schiffsreisen überaus muntere und weit herumgekommene Jungs hinter den Barthecken kennengelernt.“

„Wo kriege ich Überseeschiffe - ich meine Schiffsbarkeeper her?“



Druckereien an den Einladungen verdienen, wie wär's mit Federzeichnungen nicht von Rembrandt, sondern von hiesigen Künstlern, die noch leben, obwohl sie mitunter im Jahr nur ein Bild verkaufen?“

„Läßt sich hören, und wie denken Sie sich den Text?“

„Zur Federzeichnung ein Aphorismus als Wegweiser.“

„Zum Beispiel?“

„Las gerade bei einem polnischen Schriftsteller paar brauchbare Sprüche. Er schrieb: ‚Bekränzen wir nur denen die Stirn, die eine haben.‘ Oder: ‚Um an die Quelle zu kommen, muß man gegen den Strom schwimmen.‘ Oder diesen: ‚Ach, wäre doch die höchste Staatswürde die menschliche.‘“

„Wäre mal etwas anderes“, sagte der OB nachdenklich, „und der Text?“

„Zum Aussuchen, entweder ‚machen Sie uns die Freude‘ oder ‚das Vergnügen uns am soundsovielten zu besuchen,

„Kommt noch. Nachdem sich die Gäste an der Schiffsbar mit Getränken und Sandwiches stärken, ruhen sie jetzt in bequemen Sesseln hinter bequemem Tischchen, gefüllte Gläser wurden genommen. Der Schiffsboden erzieht ständig, aber leise. Zuweilen läutet die Schiffsglocke, dann tutet der Dampf vor den Fenstern gleiten nicht nur Wälder, Täler und Schluchten, Schlegler mit Lastkähnen, die Barkasse des Strompolizei. Der beauftragte Redner hebt sich und liest ein Gedicht vor, Heine oder von Mörike, von Ringelstein oder von Arp.“

„Verwirrung und Befremdung“, sagte der OB, „es sind auch Verwaltungsbearbeiter darunter.“

„Geduld“, sagte der Kritiker, „festlich muß nicht beklemmend eintönig sein, nicht unfroh, warum also nicht ein bißchen Allotria oder schwarzer Humor? Diese Gäste sollen aufgelockert werden, entspannt, befreit von der täglichen Mühsal unserer schicklichen Seriosität. Nach dem Gedicht kann der Redner über kommunalen oder literarischen Verdienste des Siebzigers sprechen, wonach ihm nahelegt, unser Pferdemuseum und die orthopädischen Ausstellungen am besten nicht zu erwähnen.“

„Das können Sie nicht vorschlagen“, sagte Sprott. „Also nichts von Museen, Kunstkolonien oder Schlittschuherinnerungen.“

„Doch nur in Andeutungen“, sagt auch nichts von frühen Begegnungen unserer Stadt. Der Jubilar möge uns eine handfeste oder wasserdichte Geschichte erzählen, ein ungewöhnliches oder lebensgefährliches Erlebnis, oder er möge uns wissen lassen, was ihm an dieser Gegenwart zusagt und was ihm daran mißfällt.“

„Mißfallen als Festlichkeit?“

„Kommt auf den Ehrengast an. Hat er Witz, hält er's mit Spott und Ironie? Dann könnte er mit einem Zitat von Flaubert beginnen. 1879 im Januar schrieb Flaubert an Maupassant: ‚Ehren entehren, Titel setzen herab. Ein Amt verblödet. Schreiben Sie das an die Häuserwände.‘“

„Bißchen ruppig, möchte ich sagen.“

„Mehr als ruppig, aber mutig, kühn, unerschrocken und gegen den zufriedeneren oder bequemen Wählergeist. Der 58-jährige Flaubert schrieb damals auch: ‚Ich bin entschlossen, eher vor Hunger und Wut zu krepieren, als die geringste Konzession zu machen.‘“

„War er nicht wohlhabend von Haus aus?“

„Ihr Argument in Ehren“, sagte Sprott, „und in unserer BR gibt es inzwischen aber Hunderte von Millionären. Übrigens hatte Flaubert gegen Ende seines Lebens sein gesamtes Vermögen verloren.“

„Was erwarten Sie denn noch alles von unserem Ehrensiebziger?“

„Sie wollten doch von den Schablonen loskommen, von den Attrappen der hohlen Konvention. Ich erwarte von ihm nichts Ungehöriges, nur, daß uns hier einer mal bündig und ohne Wallung sagt, was er nach siebziger Jahren unbeschönigt und zweifelsfrei denkt, keine Klagen, nichts von persönlicher Misere, ruhige, aber unverhüllte Worte, sie sollen die Gäste nicht schockieren, aber sie sollten völlig unerwartet gesprochen werden und ihnen jenen leichten Ruck geben, der die Erkenntnis bei ihnen vorbereitet, daß eine Feierstunde auch einmal etwas anderes werden kann als der übliche, gutgemeinte aber im Grunde doch wesenlose Zeitvertreib.“

„Werde mir das mal überlegen müssen“, sagte der OB, „ich bin Ihnen sehr dankbar für diese interessanten Anregungen.“

Aufstand der Pilzköpfe

Was ist Beat? Beat heißt soviel wie überleben. Beat-Musik übertrifft die Zeit alles, was das heitere Showgeschäft an Attraktionen zu bieten hat. Für viele Zeitgenossen ist der Beat unverständliches Geräusch, andere sehen in ihm einen revolutionären Protest gegen die Herrschaftsstruktur einer Gesellschaft, deren Irrationalität in der Atom-Wesombe Gestalt angenommen hat.

Die drei Verfasser – sie lebten vier Wochen mit zwei Beatgruppen in Liverpool zusammen – versuchen in dieser Monographie in Bild, Text und Ton den Beat soziologisch zu fassen. In Interviews und Gesprächen wurden Beatgruppen und ihr Publikum zur Mitarbeit an diesem Buch herangezogen, sie wurden dazu bewegt, sich selbst, ihre Umgebung und ihre Stellung in der Gesellschaft zu reflektieren. Die soziale Herkunft der Beatgruppen und Beat-Fans wird eingehend dargestellt, wobei die Feststellung interessant ist, daß die Mehrzahl der Gruppenmitglieder und der Fans durchaus ungeordneten Verhältnissen, meist Familien der unteren Mittelklasse, entstammen. Betont wird, daß die durch den Beat geschaffene erotische Atmosphäre zur Aufhebung der Geschlechtsunterschiede drängt, wie jede gegen die Normenwelt gerichtete Bewegung. Statistiken beweisen, daß unter den Mitgliedern der mehr als hundert Beatklubs in Liverpool die Jugendkriminalität in den letzten Jahren stark abgenommen hat.

Die zum Teil eindrucksvollen Fotos des Buches zeigen den Charakter der Stadt und das Leben ihrer Menschen; das ist wirkliche Liverpool mit seinen Industrie- und Hafenanlagen, Lagerhallen, Slums und Beatkellern wird überzeugend eingefangen. Der Band kann einige Mißverständnisse über den Beat klären. Die beigelegte Schallplatte mit 6 Beat-Stücken ergänzt die Text- und Bilddokumentation vortrefflich.

Hugo Ernst Käufer

Juergen Seuss, Gerold Dommermuth und Hans Maier: Beat in Liverpool. Mit 214 Abb. und 1 Schallplatte. Büchergilde Gutenberg, DM 14,80



Eine Jugend in Deutschland

Horst Krüger, 46 Jahre alt, hat sich in den letzten Jahren einen guten Namen als Journalist gemacht; er ist heute Nachtstudieleiter beim Südwestfunk Baden-Baden.

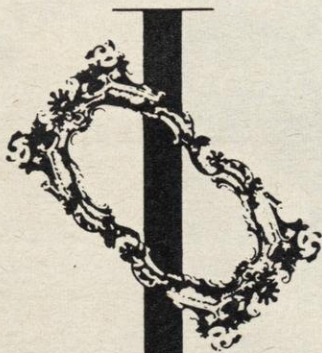
Sein autobiographischer Bericht „Das zerbrochene Haus“ (München: Rütten & Loening 1966, 284 S. Lw. DM 18,-) umfaßt einen Zeitraum von über dreißig Jahren. Den menschenunwürdigen Zwang in der Hitlerzeit, sein kärgliches Landserdasein in Frankreich, Rußland und Italien, den sinnlosen Endkampf an der Ruhr, seine Desertion und die amerikanische Gefangenschaft kann er nicht vergessen. Nun ist er nach Eichkamp, einem Vorort Berlins am Rande des Grunewalds, zurückgekehrt, um endlich herauszufinden, „wie das damals war unter Hitler“. Tage der Kindheit, verbracht in einem unpolitischen Kleinbürgerhaus, eine Jugend unter Hakenkreuzfahnen, geprägt von Ratlosigkeit, Leere und Verlegenheit, ein

Kind jener „harmlosen Deutschen, die niemals Nazis waren und ohne die die Nazis doch niemals ihr Werk hätten tun können“. Das Elternhaus ist zerbrochen, Vater, Mutter und Schwester sind tot, nur nach und nach lassen sich einige Spuren der Vergangenheit entziffern, die mit den neuen Mythen unserer Zeit, das sei doch damals eine prima Volksgemeinschaft gewesen, nicht übereinstimmen und mit den freundlichen Lügen der Historiker, der braune Terror in Deutschland werde heute vielfach übertrieben, nicht konform gehen. Die eingeschlagenen Schaufensterscheiben der jüdischen Geschäfte in der „Reichskristallnacht“, die brennenden Synagogen, Verhaftungen, Folterungen im Zuchthaus Moabit, endlose Verhöre vor dem Volksgerichtshof und der Frankfurter Auschwitz-Prozeß, an dem Krüger teilgenommen hat, sprechen eine andere Sprache. Und heute? Den Hitler „gibt es auch noch in uns. Er herrscht noch im dunkeln, im Untergrund.“

Dieser Hitler, denke ich, der bleibt uns lebenslänglich“.

Krügers freimütiger, gekonnt geschriebener Bericht vermeidet jede billige Simplifikation, wer hier spektakuläre Enthüllungen erwartet, wird enttäuscht, ein unsensationelles Buch, das durch seine Wahrheitsliebe anspricht, erschüttert, und das eine Antwort auf die Frage zu geben versucht, „wie das eigentlich war, was wir heute alle nicht mehr begreifen können“. Ein notwendiges Buch, das jungen Menschen nachdrücklich empfohlen wird.

Hugo Ernst Käufer



M BILDE
SEIN,
GEBILDET SEIN
BILDUNGSBUCH
DER
BÜCHERGILDE



...und streichen der Jugend ihren Urlaub

Willi Baumann nimmt Stellung zu unhaltbaren Zuständen

Fotos: Bavaria



Untersuchungen haben es an den Tag gebracht: Der Schutz der Jugend vor den Gefahren der Arbeitswelt wird in der Bundesrepublik bis heute nicht sonderlich ernst genommen. Dies muß um so mehr befremden, als man die Jugend in anderen Bereichen sehr wohl zu hofieren weiß. Man denke nur an die Werbung, die einen guten Teil ihrer Verlockungen recht geschickt auf die Altersgruppe zwischen 15 und 25 abzielt. Dabei ist es freilich weniger das Alter, das die Werber so sehr fasziniert, als vielmehr die Kaufkraft, über die diese Käuferschicht verfügt. Und so läßt man sich denn eine ganze Menge einfallen, um an den Geldbeutel der Jugendlichen heranzukommen. Man prägt gänzlich neue Typen und diktiert ihnen, was sich schickt. Man kleidet ganze Altersgruppen ein und verpaßt gleichzeitig Verhaltensweisen – gewissermaßen als Gratisbeigabe. Man offeriert Ferienreisen und Zigaretten, Frisiercreme und Spirituosen, Freizeithemden, Fahrzeuge und was es sonst immer sein mag am erfolgreichsten, indem man alles mit dem Anhauch des Jugendlichen, des Jugendgemäßen versieht. Die Folge: Wer auf sich hält, der gibt sich jugendlich. Jung sein ist fortschrittlich. Der Jugend gehört die Welt. Mit einer Ausnahme allerdings, nämlich am Arbeitsplatz. Wie hier an der Gesundheit der Jugendlichen gesündigt wird, das muß man schlicht als erschreckend bezeichnen, und es steht in krassstem Widerspruch zu all den sonstigen Bemühungen um die nachwachsende Generation. So hat es zuerst schon einmal jahrelanger Interventionen bedurft, bis man sich in Bonn zur Verabschiedung eines Jugendarbeitsschutzgesetzes entschließen konnte. Das war im Jahre 1960. Bis dahin galten zum Schutze der arbeitenden Jugend – man höre und staune – die Paragraphen jenes Gesetzes, das in der glorreichen Zeit des „Tausendjährigen Reiches“ geboren wurde. Kein Wunder, daß ein großer Kreis aufgeschlossener Leute – Ärzte, Berufsausbilder, Jugendfürsorger, Lehrer und viele andere – sich mit allem Nachdruck für ein neues, ein zeitgemäßes Gesetzeswerk eingesetzt haben. Vor allem die Gewerkschaften hatten sich dieses Anliegen zu eigen gemacht, haben eine Gesetzesvorlage erarbeitet und unermüdlich Aktionen gestartet. Aber was all die Demonstrationen und Veröffentlichungen, was öffentliche Diskussionen und selbst Briefe an die Bundestagsabgeordneten nicht vermochten, das kam schließlich angesichts der bevorstehenden Bundestagswahlen von 1961 zustande: Ein Jugendarbeitsschutzgesetz wurde verabschiedet, das zwar noch so manches zu wünschen übrig ließ, das aber immerhin einen erheblichen Fortschritt gegenüber den vorherigen Bestimmungen bedeutete. Es hat schon seine guten Gründe, wenn wir uns heute noch einmal auf diese Vorgänge entsinnen. Denn es gab schon gleich nach der Verabschiedung genügend kritische Stimmen, die ihre Sorgen unverblümt aussprachen. Erstens, so sagten sie, ist das Gesetz ein Werk von

unglücklichen Kompromissen, was man unschwer an so mancher unklaren Formulierung erkennen kann. Und zweitens sei zu befürchten, daß viele Unternehmer es mit der Einhaltung dieser Vorschriften nicht allzu genau nehmen würden. Diese Kritiker sollten recht behalten. Heute weiß man, was damals noch Vermutungen und Befürchtungen waren: Die Vorschriften des Jugendarbeitsschutzgesetzes werden seither in einem Ausmaß übertreten, daß einem angst und bange werden kann. Inzwischen wurden in einigen Bundesländern Befragungen durchgeführt, und zwar bei einem so großen und gemischten Kreis von Jugendlichen, daß man die Ergebnisse durchaus als repräsentativ bezeichnen darf. Gleichzeitig darf man mit Sicherheit annehmen, daß die Verhältnisse nicht besser sind in den übrigen Ländern, die derartige Erhebungen bisher unterlassen haben, wohlweislich. Aber kommen wir erst mal zu den vorliegenden Ergebnissen, die so aussehen: Von mehr als 12000 befragten Jugendlichen in Hessen, wovon ein Drittel jünger als 16 Jahre ist und mehr als die Hälfte zwischen 16 und 18 Jahre alt ist, geben nahezu 18 v.H. an, daß sie vor Eintritt ins Berufsleben nicht ärztlich untersucht worden sind. Noch schlechter sieht es aus bei der ebenfalls gesetzlich vorgeschriebenen Nachuntersuchung, die nach Beendigung des ersten Beschäftigungsjahres zu erfolgen hat. Bei annähernd zwei Drittel (!) der Befragten fand eine derartige Nachuntersuchung nicht statt. Ähnliche Ergebnisse kamen bei einer Umfrage des DGB in Baden-Württemberg zutage, wo sich außerdem noch herausstellte, daß einem erheblichen Prozentsatz der Jugendlichen die Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes gar nicht bekannt sind. Eine Erklärung dafür liefert bereits das Ergebnis der nächsten Frage: Nur in jedem zweiten Betrieb ist das Gesetz im vollen Wortlaut ausgehängt, was indes auch Vorschrift ist. Nicht minder schaurig sind die weiteren Ergebnisse derartiger Befragungen. Da gibt es doch tatsächlich heute noch Betriebe, wo wöchentliche Arbeitszeiten für die Lehrlinge bis zu 70 Stunden und darüber zur Gewohnheit geworden sind. Überhaupt stellt man fest, daß vor allem gegen die Bestimmungen der Arbeitszeit mit Vorliebe verstoßen wird. Weiter gibt es da Firmen, die nichts Ungewöhnliches daran finden, wenn sie Jugendliche unter 18 Jahren fortwährend mit Fließband- oder Akkordarbeiten beschäftigen. Da gaben nicht weniger als 13,4 v.H. der Befragten an, sie wären mehrmals vom Berufsschulunterricht ferngeblieben, weil sie vom Betrieb davon abgehalten wurden. Und da schämen sich zahllose Lehrherren nicht, ihren Lehrlingen einen Teil ihres Jahresurlaubs vorzuenthalten. Ja, manche machen da kurzen Prozeß und streichen den Urlaub gleich vollends. In diesem Stil geht das munter weiter. Ob es sich um Ruhepausen oder Sonntagsarbeit, um die Einhaltung der Nacht-



ruhe oder um beliebige weitere Vorschriften handelt – die Ergebnisse sind immer die gleichen. Allerorts wird bedenkenlos gegen das Jugendarbeitsschutzgesetz verstoßen, daß es ein wahrer Graus ist. Dabei ist es nachgerade interessant, die Randerscheinungen bei derartigen Befragungen zu registrieren. So hat zum Beispiel das Kultusministerium von Baden-Württemberg seine Erlaubnis verweigert, die Umfrage in den Berufsschulen durchzuführen. Nicht minder aufschlußreich ist es, wenn man die Ergebnisse nach Betriebsgrößen aufgliedert. Hier zeigt sich deutlich, daß gerade die Klein- und Mittelbetriebe vielfach noch zäh an ihren Vorstellungen über eine Berufsausbildung festhalten, die noch aus dem letzten Jahrhundert stammen. Wie gesagt, es ist geradezu erschreckend, wie verantwortungslos hier mit der Jugend umgesprungen wird. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß derartige Untersuchungen noch gar nichts darüber aussagen, wie die eigentliche Berufsausbildung, also die Art der Beschäftigung, aussieht. Man geht gewiß nicht fehl in der Annahme, daß hier die Verhältnisse um keinen Deut besser sind – eher dürfte das Gegenteil zutreffen. Und so kommt man dann unweigerlich zu dem Schluß, daß man bei uns zulande die Jugend recht widersprüchlich behandelt. Einerseits wird sie hofiert, mit allen erdenklichen Raffinessen verlockt und scheinbar bevorzugt – solange sich Geld dabei verdienen läßt. Geht es aber darum, derselben Jugend eine ordentliche, zeitgemäße Berufsausbildung zu vermitteln, dann hört schlagartig jedes Verständnis auf. Da wird rigoros gefordert und ausgebeutet, da wird buchstäblich Raubbau getrieben mit der Gesundheit von Halbwüchsigen, da schert man sich einen Dreck um Recht und Gesetz. Auch hier zählt offenbar nur der Profit. Weiß Gott, es ist höchste Zeit, daß gegen diese Doppelzüngigkeit etwas unternommen wird. Die Ergebnisse der vorliegenden Befragungen sollten Anlaß genug sein, um seitens der Verantwortlichen wirksame Maßnahmen einzuleiten. Ein Schritt dazu könnte die bessere Besetzung der Gewerbeaufsichtsämter sein, damit eine regelmäßige Kontrolle und natürlich auch eine gehörige Bestrafung der betreffenden Betriebe erfolgen kann. In diesem Zusammenhang ist es immerhin erfreulich, daß man aus dem Munde des Bundesarbeitsministers Katzer hören kann, daß er die Verstöße verurteilt und zudem für eine stärkere Publizierung des Jugendarbeitsschutzgesetzes sorgen will. Erfreulich auch, daß dem Bundestag jetzt ein Entwurf vorliegt, der eine rigorose Unterbrechung des Lehrverhältnisses vorsieht, falls die ärztliche Nachuntersuchung versäumt wird. Wenn gleich derlei Maßnahmen recht drastisch erscheinen mögen, so dürfte dies doch die richtige Antwort sein. Gehalten in einer Sprache, die von den betreffenden Unternehmern auch sicher verstanden wird!

Die Schule der Zukunft

Englisch und Russisch auch für
I-Männchen
12 Schuljahre mit abgeschlossener
Berufsausbildung

Von Oscar Peter Brandt

Wieder erleben wir folgendes: Mit gekappter Bildung wurden Ende März/Anfang April 600000 Jungen und Mädchen im zarten Alter von 14 bis 15 Jahren – als halbe Kinder – in das Berufsleben entlassen. Selbst in unserem reichsten Bundesland Nordrhein-Westfalen gibt es für die Masse der Kinder nur die achtklassige Volksschule.

Bahnt sich – langsam – eine Änderung an? Im Herzen des Ruhrgebietes – in Wanne-Eickel – entstand die Schule der Zukunft. Viele deutsche und ausländische Experten pilgern nach Wanne-Eickel, sich ein Schulsystem, das bisher einmal auf der Welt ist, anzusehen.

Hier wurde verwirklicht, von dem Pädagogen bisher oft geträumt und viel geschrieben haben, sagte Professor Edding. Zwölf Jahre lang besuchen die Jungen und Mädchen die „Hiberniaschule“. Sie werden weder nach Konfessionen noch nach Geschlechtern getrennt, sondern dazu erzogen, sich gegenseitig zu achten und Toleranz zu üben. Der Lehrkörper gibt das beste Beispiel einer guten und fruchtbaren Zusammenarbeit. Hier unterrichten – wobei jeder gleichberechtigt ist – evangelische wie katholische Volksschullehrer und Studienräte und Gewerbelehrer, Ingenieure und Künstler und Handwerksmeister, Volkswirte und Gymnastiklehrerinnen und Kindergärtnerinnen. Auch Standesdünkel kann in dieser Schule gar nicht erst aufkommen. Die Schüler und Schülerinnen kommen aus allen Berufsschichten. Ihre Eltern sind Arbeiter und Angestellte, Gewerkschaftssekretäre und Direktoren, Geschäftsleute und Handwerker und Angehörige der freien Berufe.

„Ich will lernen, ich will arbeiten.
Ich will lernend arbeiten,
ich will arbeitend lernen.“

Das ist das Leitmotiv der Hiberniaschule, deren Lehrplan und Methodik sich auf die Erkenntnisse der von Dr. Rudolf Steiner begründeten Waldorfpädagogik stützen. So wie die erste Waldorfschule 1919 für die Arbeiterschaft der Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik ins Leben gerufen wurde, so entstand auch die Hiberniaschule in einem Industriewerk der Hibernia AG, dessen Rahmen sie inzwischen allerdings weit gesprengt hat.

„Spielen-Bilden-Werken“ steht als Leitmotiv über der Unterstufe, vom ersten bis zum sechsten Schuljahr. Auch die I-Männchen haben schon englischen und russischen Sprachunterricht. Es beweist sich, was auch die Eltern erstaunt wie erfreut feststellen: Man kann mit dem Erlernen einer fremden Sprache gar nicht früh genug beginnen. Die Mädchen und Jungen lernen auch alle ein Instrument spielen. Mit Feile und Raspel fertigen sie kleine Holzarbeiten an. Auch die Strickstunde (spielend Gedanken knüpfen) haben sie gemeinsam. Dabei kom-



men die allgemeinen Unterrichtsfächer Deutsch, Rechnen, Religion, Erdkunde und Geschichte durchaus nicht zu kurz. In der Mittelstufe, dem siebten bis zum zehnten Schuljahr, ist der Unterricht ganztägig. Jetzt wird das Urteilsvermögen der herangewachsenen jungen Menschen angesprochen und geschult. Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Berufskunde sind die neu hinzugekommenen Fächer. In den großen und modernen Werkstätten, die zu dem neu gebauten Schulkomplex gehören, erhalten Schüler und Schülerinnen gemeinsam eine praktische Grundausbildung, zu der ein Schreiner-, ein Elektro- und ein Laborpraktikum zählen. Während die Jungen schmieden und Schlossern, erhalten die Mädchen eine Sonderausbildung in der Küche, im Nähzimmer, in der Gesundheitspflege und im schuleigenen Kindergarten. Gemeinsam wieder mit den Jungen bildhauern, schnitzen oder plastizieren sie oder arbeiten auch in der schuleigenen Gärtnerei.

Das Mittagessen wird gemeinschaftlich im großen Saal eingenommen, der gleichzeitig Festsaal ist. Dabei lernt man ganz nebenher noch die Tischsitten. Fische bitte nicht mit dem Messer, keine Kartoffeln zerschneiden, bitte nicht die Ellbogen auf den Tisch legen!

16 Jahre alt sind die Jungen und Mädchen inzwischen geworden. Ihre um zwei Jahre jüngeren Freunde und Freundinnen stehen schon – was es in keinem zivilisierten Land der Welt mehr gibt –, unvollkommen ausgebildet, im Berufsleben. Bei ihnen hingegen tritt in der Oberstufe, dem 11. und 12. Schuljahr, die Fachausbildung in den Vordergrund. Jetzt arbeiten die Schüler in den Vormittagsstunden in den Werkstätten und Laboratorien, aber auch die künstlerischen Fächer – das Musizieren und Theaterspielen, Bild-

Fotos: Udo Hoffmann

hauern und Malen – werden weitergepflegt. Der allgemeinbildende und berufsbildende Unterricht liegt nun am Nachmittag. Als neue Fächer neben Deutsch, Englisch, Mathematik und den naturkundlichen Fächern sind Kunstbetrachtung, Wirtschaftskunde und Gemeinschaftskunde sowie Technisches Zeichnen hinzugekommen. Am Ende ihrer zwölfjährigen Schulzeit haben die Hiberniaschüler gleichzeitig einen Beruf erlernt: Maschinenbauer, Schlosser, Dreher, Laborantin, Chemiefacharbeiter, Schreiner, Elektriker, Gärtner, Kinderpflegerin. Die Abschlußprüfung ist der Gesellen- bzw. Facharbeiterprüfung gleichgestellt. Die Begabten können mit ihr zugleich die Fachschulreife erwerben, also Ingenieur- und andere Fachschulen besuchen.

Wirtschaft und Industrie sind begeistert. Eine so gute allumfassende Ausbildung genügt auch den gesteigerten Anforderungen, die das Zeitalter der Automation stellt. „Das ist der Nachwuchs, wie wir ihn uns so sehr wünschen und dringendst brauchen“, sagen die Manager von Industrie und Wirtschaft. „Wo gibt es schon Fachkräfte mit einer guten Allgemeinbildung, die zudem auch die englische und sogar ein wenig die russische Sprache beherrschen. Das sind die jungen Menschen, die wir auch auf den vielen Arbeitsstellen im Ausland einsetzen können. Jeder von ihnen hat sozusagen den Marschallstab im Tornister.“

Akademiker mit Fachausbildung

Einige der Jungen und Mädchen können nach Abschluß dieser zwölfjährigen Schulzeit in zwei weiteren Jahren die Hochschulreife erlangen und anschließend studieren. Diese Möglichkeit ist an der Hiberniaschule ab Ostern 1966 durch die Einrichtung des „Hibernia-Colleges“ gegeben. Dort werden die „Studierenden“ nicht in erster Linie aufs Abitur büffeln, sondern sie erhalten Anleitung zu selbständigem Studieren und Erarbeiten des Wissensstoffes, wie das für die Universität gebraucht wird. Die Berufsziele der Studierenden lauten z. B.: Architekt, Dipl.-Ingenieur, Dipl.-Chemiker, Physiker, Lehrer, Diplomat, Volkswirt. Das sind dann später Akademiker, die auch alle den Gesellenbrief und eine Fachausbildung in der Tasche haben – Menschen, die das Arbeitsleben aus eigener Anschauung kennen, die stets Kontakt zu allen Schichten der Bevölkerung haben.

Andere wieder wollen Bildhauer, Innenarchitektinnen, Maler werden oder sich in anderen künstlerischen Berufen betätigen. Es war die Schule, die ihnen die künstlerischen Impulse gab und ihre Begabungen entdeckte, sie aber auch hegte und pflegte. „In zwölf Schuljahren“, sagen die Lehrer und Lehrerinnen, „hat man die Möglichkeit, die Kinder sorgfältig zu beobachten und auf ihre besonderen Fähigkeiten einzugehen. Wir sind erfreut, festzustellen, wie viele Begabungen es unter unseren jungen Menschen gibt. Bisher fielen sie sozusagen unter den Tisch.“

Die Experten stellen fest, daß die Ausbildung in der Hiberniaschule genau dem entspricht, was heute durch die technische Entwicklung gefordert wird, wogegen die traditionellen Volksschulen diesen Anforderungen bei weitem nicht mehr gewachsen sind. Und sie sagen mit Nachdruck: „Schulen solchen oder ähnlichen Typs müßten wir in jeder deutschen Stadt haben. Wir versündigen uns an unserer Jugend, wenn wir ihr nicht – wie es bei der Hiberniaschule



leider nur im Einzelfall geschieht – die bestmögliche Ausbildung geben.“ Sie verweisen auch darauf, daß in den USA von 100 Jugendlichen 66 eine Vollzeitschule besuchen. In der Sowjetunion sind es auch bereits 53, in anderen westeuropäischen Ländern 40 von hundert. Das Schlußlicht mit nur 17 von hundert bildet die Bundesrepublik. Das Wort vom Bildungsnotstand ist nur allzu berechtigt.

Modell für Entwicklungsländer

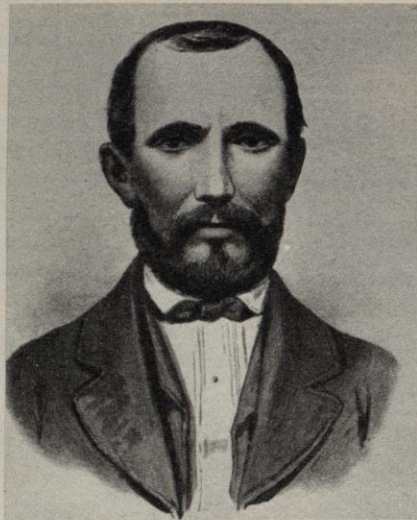
Auch viele Experten – unter ihnen Kultusminister – aus den lateinamerikanischen und afrikanischen Staaten, aus den Ländern des Nahen, Mittleren und Fernen Ostens kommen nach Wanne-Eickel. Ihr Urteil: „Dieses Modell einer Jugendschule, wie sie bisher einmalig auf der Welt ist, möchten wir lieber heute als morgen auch für unsere Länder haben. Aber dazu brauchen wir auch jenen besonderen Typ von Lehrkräften, wie er an der Hiberniaschule lehrt.“

Wann wird das Beispiel, das in Wanne-Eickel auf Grund der Initiative einiger weit-sichtiger Pädagogen gegeben wurde, Schule machen? Die USA geben 6,2 v. H. ihres Sozialproduktes für die Heranbildung der Jugend aus, die Sowjetunion 6 v. H., in den Niederlanden und Schweden sind es 5,9 v. H. Wieder steht die Bundesrepublik am Ende: nur 3,8 v. H.

Die Eltern der Jungen und Mädchen, die die Hiberniaschule besuchen, sagen: „Wir freuen uns, daß unsere Kinder eine Ausbildung erhalten, von der wir vor wenigen Jahren nicht einmal zu träumen wagten. Noch eines: unsere Jungen und Mädchen gehen gern zur Schule. Bei diesem System hätten wir Lust, noch einmal von vorn zu beginnen.“

Zu bedauern ist eines: Anmeldungen – auch für das der Hiberniaschule angegliederte kleine Internat – sind leider kaum mehr möglich. Alle Klassen sind voll belegt – jedes Jahr müssen viele Interessenten abgewiesen werden.

In der Bergarbeiterstadt Wanne-Eickel wurde ein neuer Weg gewiesen. Wann werden alle Kinder von Arbeitern und Angestellten und Beamten eine so gute Ausbildung erhalten? Eine Frage, die nicht oft und nicht laut genug immer wieder gestellt werden muß.



Theodor York
1830 bis 1875

In einem Gasthaus dritter Güte in Magdeburg trafen sich in den Abendstunden des 22. Juni 1869 Wilhelm Bracke, Julius Bremer, Samuel Spier und Theodor York, vier prominente oppositionelle Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, mit August Bebel und Wilhelm Liebknecht, den führenden Köpfen der Sächsischen Volkspartei und des Verbandes deutscher Arbeitervereine. Gegen Mitternacht formulierte Bracke auf einem Billardtisch den Aufruf zur Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die vom 7. bis 9. August des gleichen Jahres in Eisenach aus der Taufe gehoben wurde und als Eisenacher Richtung der deutschen Sozialdemokratie in die Geschichte einging.

Bebel schildert diese Begebenheit in seinen Lebenserinnerungen. Nach seinen Worten hatten Spier und York große Bedenken, sofort etwas gegen die Diktatur des Lassalle-Nachfolgers und Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, Johann Baptist von Schweitzer, zu unternehmen. Vor allem York fiel der Entschluß, diese erste deutsche Arbeiterpartei zu verlassen, schwer. Nachdem er sich aber dazu durchgerungen hatte, weil er einsehen mußte, daß es unmöglich sein würde, die sektenhaft anmutende Partei Lassalles von innen heraus zu reformieren, setzte er sich mit allen seinen Kräften für die Sozialdemokratische Arbeiterpartei ein.

York wurde 1871 ihr erster besoldeter Parteisekretär und leistete – trotz eines sich mehr und mehr verschlimmernden Nierenleidens – hervorragende Agitationsarbeit. Sein früher Tod in den Morgenstunden des 1. Januar 1875 brachte der jungen deutschen Arbeiterbewegung einen schmerzlichen Verlust.

York, am 13. Mai 1830 in Breslau geboren, wurde, wie sein Vater, Tischler. Während seiner Wanderschaft quer durch Deutschland lernte der Geselle die von bürgerlichen Demokraten ins Leben gerufenen Arbeiterbildungsvereine kennen. In Harburg legte York den Wanderstab aus der Hand. Er erwarb sich sehr schnell das Vertrauen der Arbeiterschaft der unteren Elbstädte und war bald der unumstrittene Repräsentant des radikalen Flügels der Arbeiterbildungsvereine im Norden.

Alle die ihn kannten, lobten seine hohe Intelligenz und seinen außergewöhnlichen Lerneifer. Franz Mehring beschreibt ihn in seiner „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ als einen kühnen und trotzigen Proletarier, dem es auf den Vorwurf der Widerhaarigkeit wenig ankam, wenn es galt, die Selbständigkeit der Arbeiterbewegung zu sichern. Ein ähnliches Zeugnis stellt ihm Bebel aus, der von einem knorrigen und eigenwilligen Charakter, einem unermüdlichen, höchst opferwilligen Mann spricht.

Aus der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Von Dieter Schneider

Opferwillig war der äußerst bescheidene York in der Tat. Bebel bemerkt dazu: „Er begnügte sich in den ersten Jahren als Parteisekretär mit einem Gehalt, das ihm nicht einmal erlaubte, wie er mir mal schrieb, sich eine neue Hose anzuschaffen. Er starb arm wie eine Kirchenmaus, die Partei dankte ihm dadurch, daß sie die Sorge für seine Frau und seine Kinder übernahm.“ York bezog im ersten Jahr monatlich lächerliche fünfzehn Taler. Nach und nach wurde das Gehalt auf dreißig Taler erhöht.

Als Redner bestach York durch Sachlichkeit und Überzeugungskraft. Demagogie war ihm fremd. Immer vertrat er kompromißlos die Sache des Proletariats und widerstand allen Versuchen der Liberalen, die diese Ausnahmeerscheinung unter der damaligen Arbeiterschaft für ihre Sache gewinnen wollten. Vor allem Harburgs Bürgermeister Grumbrecht bemühte sich wiederholt um York. Doch mußte er erkennen, daß der Tischlergeselle nicht für die Sache der Liberalen zu haben war.

mit einem unbeschriebenen Stimmzettel gegen die Wahl Lassalles. Nicht persönliches Mißtrauen, sondern die Bemerkung, es sei ja selbstverständlich, daß Lassalle das Präsidium erhalte, veranlaßte ihn zu diesem Schritt.

Mindestens um 1863 schien York noch nicht vom Segen des allgemeinen Stimmrechts überzeugt zu sein. Im Februar hatte er in einem Brief geschrieben: „Unter den obwaltenden Verhältnissen für das allgemeine Stimmrecht wirken zu wollen, wäre mehr als bedenklich, einmal: weil dadurch vorderhand nichts gewonnen würde, das andermal aber: scheint es mir doch eine zu zweischneidige Waffe zu sein, die nur zu leicht gegen die Freiheit gebraucht werden kann, solange eben, wie es jetzt noch der Fall ist, die Bildung in der Minorität sich befindet.“ Ähnlich äußerte sich damals Bebel, der dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein fernblieb und seine Aktivität vorerst auf den gewerblichen Bildungsvereinen Leipzig und die Dachorganisation der Arbeiterbildungsvereine beschränkte.

parteien einleiteten. Den Vereinigungskongreß 1875 in Gotha sollte er nicht mehr erleben.

Einheit als Lebensaufgabe

Wer sich darauf beschränkt, Yorks Tätigkeit im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein und später in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu würdigen, der wird seiner gelegentlich fast unglaublich anmutenden Arbeitsleistung nicht gerecht. Vor allem in der Schlußphase seines kurzen Lebens setzte sich der Vorsitzende der Gewerkschaft der Deutschen Holzarbeiter für eine vernünftige Zusammenfassung aller Gewerkschaften ein. Diese Aufgabe wurde sein eigentliches Lebensziel. Trotz großer Schwierigkeiten und wiederholter Rückschläge bemühte er sich unverdrossen darum, die zahlreichen zersplitterten Gewerkschaften und lokalen Fachvereine zu einer Union zusammenzuführen. York, gedanklich seiner Zeit weit voraus, stieß



Ein Suchender

Dabei vertrat York um diese Zeit nicht einmal ausgeprägte sozialistische Ideen. Noch war er – gleich vielen anderen – ein Suchender. Wichtige Eindrücke empfing er allerdings 1862 in London. Er gehörte damals zu jenen zwölf Arbeitern, die auf Kosten des Nationalvereins als Vertreter der Arbeiterbildungsvereine zur Weltausstellung reisen durften. An der Thematik konnte York Verbindungen zu Arbeitervertretern verschiedener Länder knüpfen, vor allem aber lernte er den kommunistischen Arbeiterbildungsverein und seine führenden Köpfe kennen. Ein Jahr später befand sich York unter den zwölf Delegierten, die am 23. Mai 1863 in Leipzig den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gründeten. Ferdinand Lassalle, Verfasser des „Offenen Antwortschreibens“, wurde Präsident der ersten deutschen Arbeiterpartei. Den wichtigsten Programmpunkt bildete die Forderung nach dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrecht. Bereits in der Gründungsversammlung des ADAV wandte sich eine demokratische Opposition gegen die im Vereinsstatut vorgesehene schrankenlose Präsidialgewalt, die später – unter Lassalles Nachfolger von Schweitzer – so verhängnisvolle Folgen haben sollte. Aber die Delegierten aus Hamburg und Harburg, um die es sich dabei handelte, setzten sich mit ihren Wünschen nicht durch. Schließlich demonstrierte York

York gehörte dem Vorstand des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins an und versah in Harburg die Funktion des Bevollmächtigten. Um die Zeit des Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses 1868 in Berlin, der den Aufbau der Gewerkschaften im Lager der Lassalleaner einleitete, begann er, seine Berufskollegen für den Gewerkverein Deutscher Holzarbeiter zu werben. Er wurde Präsident dieser Organisation, dem frühesten Vorläufer des Deutschen Holzarbeiterverbandes und der heutigen Gewerkschaft Holz.

Als sich York an der Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei beteiligte, verstand es Schweitzer, ihn aus dem Gewerkverein Deutscher Holzarbeiter herauszudrängen. York organisierte fortan die Holzarbeiter im Lager der Eisenacher und gründete die Gewerkschaft der Deutschen Holzarbeiter mit dem Sitz in Altona.

Gleich vielen anderen verantwortungsbewußten Köpfen aus der Frühzeit der Arbeiterbewegung vermochte sich York mit der Spaltung der Partei in zwei Fraktionen nicht abzufinden. Sein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein und die Sozialdemokratische Arbeiterpartei miteinander zu verschmelzen. Obwohl er schwer unter seiner Krankheit litt und zuletzt nicht mehr ohne Hilfe gehen konnte, nahm er 1874 noch an den ersten vertraulichen Gesprächen teil, die den Zusammenschluß der beiden Arbeiter-

dabei auf Engstirnigkeit und Unverständnis.

Man muß sich die damalige Situation plastisch vorstellen: Nur eine kleine Minderheit hatte sich gewerkschaftlich organisiert. Dieser Minderheit wiederum mußte gut zugeredet werden, sich zu einheitlichem Handeln aufzuraffen. Lokale Gewerkschaftsgrößen wollten kein Zipfelchen ihrer Macht abgeben. Häufig wurde über kleinlichem Streit das Wesentliche vergessen. Das kostete Kraft. York hat dabei alles gegeben.

Etwas anderes kam hinzu. Beachtliche Teile der Mitgliedschaft in den Gewerkschaften der Eisenacher Richtung hatten sich von den Lassalleanern aus Protest gegen die diktatorische Führung des Vereinspräsidenten von Schweitzer getrennt. Sie mißtrauten jeglicher zentraler Autorität, mochte sie auch noch so bescheiden angelegt sein. Yorks Pläne, die neben einem gemeinsamen Zusammengehen und Zusammenwirken natürlich gewisse Vollmachten für die Spitze vorsahen, weckten ihren Widerstand.

Im „Volksstaat“ vom 19. April 1871 nennt York das Kind beim Namen: „... wir (haben) im verflossenen Jahre sattsam Gelegenheit gehabt zu beobachten, wohin es führt, wenn in einer Stadt jede winzige Mitgliedschaft in absolutester Unabhängigkeit von der womöglich noch kleineren Mitgliedschaft einer anderen Gewerkschaft ihre eigenen Wege geht. Durch das vollständige Isoliertsein der Gewerkschaften ist es nun dahin gekom-



Foto: Mc - Bavaria

men, daß wohl keine derselben imstande sein wird, selbständig eine Generalversammlung abhalten zu können...“ York ging es aber nicht nur darum, die Gewerkschaften in einer Union zusammenzufügen, weil er erkannt hatte, daß nur ein von der Gesamtheit aller Gewerkschaften getragener einheitlicher Wille die schweren Aufgaben bewältigen würde. Er setzte sich vielmehr auch für eine reinliche Scheidung der Gewerkschaften von der Partei ein. Beide, so meinte er, müßten gleichberechtigt sein. Gedeihen könne die Gewerkschaftsbewegung nur, wenn sie nicht mehr, wie etwa bei den Lassalleanern, der Schwanz der Partei sei. Nicht zuletzt sollte die Union auch die Unabhängigkeit von der Partei symbolisieren, in deren Schatten die Gewerkschaften ihre ersten Schritte getan hatten.

Streik als Waffe

Zahlreiche Streiks brachten damals empfindliche Niederlagen. York schwebte vor allem eine zentrale Unterstützung von Arbeitskämpfen vor. Freilich sollten die Umstände vorher geprüft werden. Das wiederum war bitter nötig, weil manche Auseinandersetzung vom Zaune gebrochen wurde, deren Mißerfolg bei nüchternen Betrachtung von vornherein feststand. York war klug genug zu erkennen, daß auch die Waffe des Streiks sehr schnell stumpf werden kann. Auf dem Kongreß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei 1870 in Stuttgart warnte er deshalb nachdrücklich davor, die vordringlichste Aufgabe der Gewerkschaften in Streiks zu sehen, bei denen unter den obwaltenden Umständen die meiste Kraft erfolglos vergeudet werde.

Er dachte an einen Austausch der Erfahrungen, die die einzelnen Gewerkschaften gesammelt hatten. Statistische Erhebungen sollten zentral ausgewertet werden. Weiter plante er eine gemeinsame Agitation für den Beitritt der Arbeiter zu den Internationalen Gewerkschaften der Eisenacher genannt wurden. Im Unterstützungswesen sollten alle Verbände Hand in Hand arbeiten. Sofern an irgendeinem Ort keine Zahlstelle der einen Organisation bestand, sollte die andere dort vertretene einspringen. Das somit wesentlich dichtere Netz von Zahlstellen hätte den wandernden Mitgliedern große Erleichterung gebracht. Der Bestand der föderativ angelegten Union sollte in einem leitenden Ausschuß, in alljährlichen Kongressen und einer Zeitung Ausdruck finden.

Es fehlt der Platz, der Konzeption Yorks im einzelnen nachzugehen, einer Konzeption übrigens, die zum Teil nicht einmal heute verwirklicht ist. Zahlreiche, aus seiner Feder stammende, im „Volksstaat“ zwischen 1870 und 1874 veröffentlichte Artikel unterstreichen seine Weitsicht. Hier wirkte ein Arbeiterführer, der seine hervorragenden Anlagen der Ungunst der Zeit wegen niemals voll entfalten konnte.

Schwierigkeiten

Auf dem zum 15. Juni 1872 nach Erfurt einberufenen Gewerkschaftskongreß der Eisenacher setzte York seine Auffassung durch, daß die Gewerkschaften strikt von der Partei zu trennen seien. Die von ihm projektierte Union wurde beschlossen. Mit der folgenden, von York formulierten und von den Delegierten einstimmig

gebilligten, hier auszugsweise zitierten Entschließung hat sich dann die Erfurter Konferenz ein bleibendes Denkmal gesetzt:

„In Erwägung, daß die Kapitalmacht alle Arbeiter, gleichviel ob sie konservativ, fortschrittlich, liberal oder Sozialdemokraten sind, gleich sehr bedrückt und ausgebeutet, erklärt der Kongreß es für die heilige Pflicht der Arbeiter, allen Parteihader beiseite zu setzen, um auf dem neutralen Boden einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation die Vorbedingung eines erfolgreichen kräftigen Widerstandes zu schaffen, die bedrohte Existenz sicherzustellen und eine Verbesserung ihrer Klassenlage zu erkämpfen. Insbesondere aber haben die verschiedenen Fraktionen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei die Gewerkschaftsbewegung nach Kräften zu fördern...“

Die erste Gewerkschaftsunion wurde allerdings nicht voll wirksam. Auf einer Konferenz der Unionsleitung am 11. September 1872 in Mainz kam der Vorschlag, den Sitz der Union wegen der Schwierigkeiten unter dem sächsischen Vereinsgesetz von Erfurt nach Berlin zu verlegen. Als man sich darauf nicht einigen konnte, erhielt York den Auftrag, in Hamburg ein provisorisches Organisationskomitee zu bilden. Da sich die Hindernisse häuften, war es nur eine Frage der Zeit, wann die Union ihr zartes Leben aushauchen würde. Unbedingt verlassen konnte sich York damals nur auf seine Holzarbeiter. Fast alle bestehenden Gewerkschaften hatten mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen. 1873 war der erste Versuch gescheitert, verschiedene Verbände zu einheitlichem Handeln zusammenzufügen.

York ließ nicht locker. Mit seinem zweiten energischen Vorstoß auf dem Gewerkschaftskongreß Pfingsten 1874 in Magdeburg („Jetzt wird es sich zeigen, wem es mit der Einigung ernst ist und wer die Einigung nur zum Schein will“) gewann er die Verbände der Holzarbeiter, der Metallarbeiter sowie die Maurer- und Zimmerergewerkschaften. Vor dem Kongreß hatten bereits die Holz- und Metallarbeiter eine engere Zusammenarbeit vereinbart. Aber auch der Magdeburger Zusammenschluß, dessen Zeitung mit der „Union“ das Organ der Holzarbeiter wurde, stand auf viel zu schwachen Füßen. Er lebte weitgehend von Yorks Energie. Nach dessen Tod brachen Streitigkeiten aus. Zusammen mit den damals wieder zunehmenden Verfolgungen, denen neben der Partei auch die Gewerkschaften ausgesetzt waren, führten sie zum Zusammenbruch der Union. 1878, bei Erlass des Sozialistengesetzes, hatten sich erst fünfzigtausend deutsche Arbeiter gewerkschaftlich organisiert. Zwölf Jahre mußten ins Land gehen, bis nach und nach der große Aufschwung eingesetzt.

Yorks Begräbnis zeigte noch einmal die Beliebtheit des hochbegabten Arbeiterführers. Fünftausend Arbeiter – Lassalleaner und Eisenacher – folgten seinem Sarge. Es war die erste große Demonstration, zu der sich die gespaltene Arbeiterbewegung zusammenfand.

Die Baujugend trifft



Keine Regieanweisungen eines Regisseurs. Jugendsekretär Arno Kerlich (rechts) im Gespräch mit jungen Delegierten



Veteran der Bauarbeiter im Gespräch mit einem Delegierten

Schönere Tage konnte die geteilte Hauptstadt unseres Landes den 84 Delegierten der Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden, die zu ihrem 6. Jungentag kamen, kaum schenken, denn die ersten Maitage waren sommerlich warm. Die Jüdische Gemeinde der Stadt hatte ihren schönen Konferenzsaal zur Verfügung gestellt. Willy Brandt, der Regierende Bürgermeister der Stadt, war zur Begrüßung gekommen und forderte die Jugend zu politischer Bildung auf, betonte ihr Recht auf eine eigene Meinung, warnte vor Lautstärke, die keine Argumente in der politischen Diskussion ersetze und bekannte sich zum unverbrüchlichen Recht der Jugend, ihre Meinung mit Leidenschaft und Temperament zu vertreten. Stürmischer Beifall dankte ihm. Viele Gäste waren der Einladung gefolgt, fast der gesamte Vorstand der Gewerkschaft nahm an der Konferenz teil. Günter Stephan vom Vorstand des DGB, Vertreter der Baujugend aus Holland, Österreich und der Schweiz, Jugendsekretäre der anderen deutschen Gewerkschaften, Vertreter der Parteien und viele andere Freunde der Jugend fanden für ihre Arbeit gute Worte.

Eröffnet wurde die Konferenz durch zwei Künstler, die die Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen verlasen. Jürgen Jöns wies in seiner Eröffnungsrede darauf hin, daß bis zur Verwirklichung der proklamierten Menschenrechte noch viel zu tun sei. Ein Blick auf unsere Welt zeige, wie weit wir von diesen Idealforderungen noch entfernt seien. Mit Stolz wies Jürgen Jöns darauf hin, daß die Lehrlinge der Bauindustrie mit ihrer Entlohnung an der Spitze aller Lehrlingsvergütungen ständen, aber gegen die Vergütungen, die in anderen Industrieländern gezahlt würden, sei sie nicht hoch genug.

Das Hauptreferat hielt mit dem Thema „Gewerkschaften im Spannungsfeld“ der 1. Vorsitzende der Gewerkschaft Bau-Steine-Erden, Georg Leber, der sich insbesondere mit der Stellung der Gewerk-

schaften zum Staat befaßte. Das Referat – wir drucken an anderer Stelle einen Teil ab – fand allerdings in der anschließenden Diskussion einige Gegenargumente.

Arno Kerlich, der Jugendsekretär beim Hauptvorstand, gab in seinem Arbeitsbericht ein Bild der schönen aber auch mühseligen Arbeit, die in 104 Jugendgruppen vor sich geht, insbesondere die Arbeit der Gruppenleiter erfordere ein hohes Maß von Idealismus. Es sei die besondere Aufgabe, Kenntnisse und Verständnis für politische Fragen zu entwickeln, ein demokratisches Staatswesen brauche selbstbewußte, kritische und unbequeme Bürger. Kerlich betonte, daß zwar die Zahl der Betriebsjugendvertreter sich in den letzten Jahren verdreifacht habe, aber längst seien noch nicht in allen Betrieben solche gewählt worden. Es sei heute schon notwendig, die Vorbereitungen für die Wahlen im Jahre 1967 zu treffen.

Er ging dann auf die Misere in der Handhabung des Jugendarbeitsschutzgesetzes ein und sagte, daß alle Mitglieder, Funktionäre und Betriebsräte sich für den Schutz der Jugend im Betrieb einsetzen sollten, mehr denn je müßten die Unternehmer zur Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen gezwungen werden.

Kerlich gab bekannt, daß über 50 v.H. der Mitglieder der Gewerkschaft unter 35 Jahren alt sei. Es würde in den kommenden Jahren eine enorme Anstrengung gemacht werden, um junge Mitglieder unter 21 Jahren zu werben. Die Voraussetzungen seien gut.

Einen großen Teil des Berichtes nahmen die Bildungsfragen ein.

Kerlich sagte: „Unsere gewerkschaftliche Jugend-Schulungs- und Bildungsarbeit müßte – so sollte man eigentlich meinen – auf den staatsbürgerlichen Unterricht der von den Jugendlichen besuchten Schulen aufbauen. Wir wären glücklich, wenn es so wäre. In jedem

demokratischen Staat hat auch die Schule die Aufgabe, den jungen Menschen mit seinen demokratischen Rechten und Pflichten vertraut zu machen. Leider müssen wir bei unseren Lehrgängen immer wieder feststellen, daß diese Voraussetzungen nicht ausreichend gegeben sind.“

Kerlich ging dann kritisch auf den Jugendbericht der Bundesregierung ein, gab ein Bild der vielseitigen Bildungsarbeit für die Jugend, betonte die internationalen Verbindungen mit der Baujugend anderer Länder, wies auf die Ost-West-Seminare hin, berichtete von einer Israel-Fahrt der Baujugend, gab breiten Raum der Berufsförderung, die in der Gewerkschaft für die Jugend getan wird, forderte die endliche Verabschiedung eines Berufsausbildungsgesetzes durch den Bundestag und schloß seinen Bericht mit den Worten:

„Die Kollegialität verbindet uns miteinander.“

Möge der Geist der Freundschaft weiterhin Ansporn für uns alle sein, aktiv in unserer zielbewußten erfolgreichen Gewerkschaft mitzuwirken, zum Wohle der schaffenden Jugend in der Bauwirtschaft!“

Eine lange Diskussion folgte, in der insbesondere betont wurde, daß die Wirklichkeit in den Betrieben leider in vielen Fällen dem so oft geäußerten Gesinnungswandel der Unternehmer hohnspreche.

Das ging auch aus dem Referat des Kollegen Jöns hervor, der über das Thema: „Der junge Arbeitnehmer und seine Arbeitsbedingungen“ sprach.

Viele Forderungen haben die jungen Bauarbeiter noch zu erheben, das ging aus den über 40 Anträgen und Entschlüssen hervor, die der Konferenz zur Beschlußfassung vorlagen. Neben innerorganisatorischen Fragen waren es insbesondere:

Tarifliche Regelung der Lehrlingsvergütungen.

Voller Lohn nach bestandener Gesellenprüfung.

Vermögensbildung durch Tarifvertrag auch für Lehrlinge und Jugendliche. Mindestens 24 Tage Urlaub für alle Arbeitnehmer.

Regelung der Arbeit und des Urlaubs der Lehrlinge zwischen Weihnachten und Neujahr.

Mindestens 12 Stunden Berufsschulzeit in der Woche.

Tarifvertrag über Berufsausbildung. Ausbau des zweiten Bildungsweges. Zusätzlicher Bildungsurlaub.

Kündigungsschutz für Betriebsjugendsprecher.

Weitere Anträge verlangen von der Bundesregierung für den Jugendaustausch mit anderen Nationen die gleiche Unterstützung wie beim deutsch-französischen Jugendaustausch.



atsich in Berlin



Unter den Delegierten waren nur zwei Mädchen. Eins davon im Gespräch mit einem Jugendleiter



Sturm auf das Rednerpult, denn die Debatte über die Notstandsgesetzgebung hat begonnen
Fotos: Udo Hoffmann



Maßnahmen gegen die Verbreiter kriegsverherrlichender Literatur.
Herabsetzung des Wahlalters von 21 auf 18 Jahre.

An den Hauptvorstand der Gewerkschaft wurden folgende Anträge gerichtet:
Der Hauptvorstand wird gebeten, Gedenk- und Informationsfahrten der Jugend auch in Staaten Ost- und Westeuropas durchzuführen.

Der DGB-Bundesvorstand wird aufgefordert, die Stuttgarter und Hannoverischen Beschlüsse (keine Kontakte mit Gewerkschaften, die nicht im IBFG sind) zu überprüfen und das Ergebnis dieser Prüfung in den Presseorganen der Gewerkschaften bekanntzugeben.

Die Delegierten setzten sich für Frieden in Vietnam ein.

Lange wurde über eine Entschliebung zur Notstands- und Zivildienstgesetzgebung diskutiert, die von der Mehrheit der Antragskommission zur Annahme empfohlen wurde. Sie besagte in ihrem wesentlichen Passus:

„Der 6. ordentliche DGB-Bundeskongreß in Hannover hat die geplante Einführung eines Notstands- und Zivildienstgesetzes abgelehnt.

Die Delegierten des 6. Gewerkschaftsjugendtages der IG Bau-Steine-Erden begrüßen diese Haltung des DGB-Bundeskongresses und identifizieren sich vollinhaltlich mit der angenommenen Entschliebung.“

In geheimer Abstimmung wurde diese Entschliebung mit 64 gegen 19 Stimmen abgelehnt.

*

Eine gute Konferenz junger Menschen, die hart, aber immer fair ihre Meinung sagten und damit ihre innere Freiheit bekundeten.

Hadobu



Gewerkschaften im Spannungsfeld



Aus dem Referat von Georg Leber, MdB
1. Vorsitzender der IG Bau-Steine-Erden

Die Gewerkschaften sind in einem demokratischen Staat in das große Spannungsfeld einer freien Gesellschaft eingebettet. Diese Spannungen bestehen nicht nur zwischen Unternehmertum und Gewerkschaften, sondern es gibt sie auch in den beiden Lagern selber. Eine so große Gemeinschaft wie die Gewerkschaften müssen im ständigen Ringen untereinander Ziel und Weg festlegen. Das gleiche gilt in noch größerem Maße für das Unternehmertum. Wer die freie Gesellschaft bejaht, muß auch dieses immerwährende Ringen der freiheitlichen Kräfte untereinander als ein Wesenselement der demokratischen Grundordnung anerkennen.

Dort, wo es kein freies und unabhängiges Unternehmertum gibt, tritt der Staat an seine Stelle, und seine Beauftragten treten dem Arbeitnehmer in der Rolle des Arbeitgebers gegenüber. Nach außen hin entsteht, da das Ringen nicht mehr stattfindet und das Recht zum Arbeitskampf aufgehoben ist, keine Spannung in Erscheinung, aber in Wirklichkeit sind dem Arbeitnehmer seine elementaren Rechte genommen. Er ist wieder Untertan geworden.

Hier wird der große Unterschied zwischen freien Gewerkschaften und jenem Gebilde sichtbar, das sich im anderen Teil Deutschlands als Gewerkschaft bezeichnet. Erst kürzlich wurde in der Zeitschrift „Neuer Weg“, dem Zentralorgan der SED, die Rolle dieser Gewerkschaften wieder einmal deutlich gemacht. Es heißt dort zusammengefaßt:

1. Die Gewerkschaften haben vor allem im Politisch-Ideologischen und in der Erziehung Funktionen zu erfüllen.
2. Das bedeutet, ständig den Standpunkt der SED zu erläutern, aus den Beschlüssen der Partei die gewerkschaftlichen Aufgaben abzuleiten und sich mit ganzer Kraft für die Durchführung der Beschlüsse einzusetzen.

Gebilde solcher Art sind keine Gewerkschaften. Aus diesem Grund kann es jetzt und in der Zukunft mit solchen Organisationen, die nicht frei und unabhängig, sondern der verlängerte Arm der Staatspartei sind, keine Gemeinschaft und keine Gespräche geben.

Eine der wichtigsten Spannungsquellen zwischen Unternehmertum und Gewerkschaften in der Bundesrepublik ist neben den Ressentiments und Vorbehalten, die aus der Vergangenheit noch übriggeblieben sind, die aber langsam in die Archive der Geschichte gehören, die Verteilung von Besitz und Vermögen. Das ist auch der Punkt, an dem die Propaganda des Ostens einsetzt. Wer den demokratischen Staat sichern will, muß daher auch bereit sein, die Arbeitnehmer über den ständig steigenden Lebensstandard hinaus durch eine Beteiligung an der Kapital- und Vermögensbildung an der Wirtschaft teilhaben zu lassen.



Demokratie ist Diskussion

Solange dieses Problem nicht gelöst ist, wird auch unsere freiheitliche Gesellschaftsordnung innerlich nicht wirklich gesichert sein.

Zwischen jeder freien Gewerkschaft und jeder Regierung in einem demokratischen Staat gibt es ein natürliches Spannungsverhältnis. Seine Ursache besteht einfach darin, daß es die Aufgabe der Gewerkschaften ist, motorische Kräfte zu entwickeln und der Regierung gegenüber Forderungen zu vertreten, während die Regierung Interessen des gesamten Volkes zu vertreten hat und Ansprüche nur im Rahmen ihrer Möglichkeit erfüllen kann. In diesem Punkt kommt es auf dreierlei an:

1. daß die Gewerkschaften das Recht haben müssen, jeder Regierung unbequem zu werden, und daß das wirkliche Quantum der Demokratie, das in einem Staat ist, auch aussagefähig dafür ist, wie unbequem freie Gewerkschaften einer Regierung werden dürfen;
2. daß für das Verhältnis der Gewerkschaften zu einer Regierung weiter auch entscheidend ist, ob sie und die Arbeitnehmer davon überzeugt sein können, daß die Regierung aus ihrer eigenen Grundhaltung heraus bestrebt ist, ihnen Verständnis und Wohlwollen entgegenzubringen;
3. daß Gewerkschaften und Arbeitnehmer bei allen Spannungen, die zwischen ihnen und einer Regierung entstehen können, unterscheiden müssen, daß die Regierung nicht der Staat ist.

Auch dann, wenn man sich mit einer Regierung hart auseinandersetzt, muß man sich unerschütterlich zum Staat bekennen und ihn schützen.

Der Staat selber hat Wandlungen durchgemacht. Er hat sich in einem Menschenleben vom Obrigkeitsstaat, in dem der arbeitende Mensch diskriminiert war, zur Demokratie mit vollen Bürgerrechten für alle entwickelt. Die Arbeitnehmer konnten früher zu dem durch die Geschichte überwundenen Staat kein Verhältnis haben; heute müssen sie sich in ihrem eigenen Interesse zu diesem demokratischen Staat bekennen. Gewerkschaften und demokratischer Staat bedürfen einander. Es geht heute aber nicht nur darum, sich zu diesem Staat zu bekennen. Der Wert eines solchen Bekenntnisses wird erst in den Konsequenzen kenntlich. Wir haben die Pflicht, uns nicht nur dann mit dem demokratischen Staat zu identifizieren, wenn alles normal ist, sondern auch für ihn einzustehen, wenn er durch äußere und innere Umstände in eine Krise gerät. Aus dieser Grundhaltung heraus ist es die verantwortliche staatsbürgerliche Aufgabe eines jeden Demokraten, dem Rechtsradikalismus, der wieder sein Haupt erhebt, mit aller Entschlossenheit entgegenzutreten – so, wie das gegen den Linksradikalismus geschehen muß.

Der Ritter

Erzählung von N. Labkowskij

Ich bin ein moderner Mensch. Vorurteile sind mir fremd. Natürlich kann es passieren, daß ich in das nächste Gäßchen einbiege, wenn mir eine schwarze Katze über den Weg läuft oder eine Frau mit leeren Eimern begegnet. Nicht etwa, weil ich abergläubisch wäre, aber man kann nie wissen.

Was die Zahl „13“ betrifft, so kümmere ich mich darum überhaupt nicht mehr. Früher habe ich darauf geachtet. Eine radikale Wendung in dieser Beziehung vollzog sich jedoch in mir, als ich während eines Urlaubs zur Kur in den Süden fuhr. Ich habe damals nur deshalb nicht den Schnellzug genommen, weil dieser die Nummer 13 trug. So fuhr ich also mit dem Personenzug. Dieser hatte die Nummer 72.

Da die Fahrt zwei Tage dauerte, reiste ich in einem Schlafwagenabteil, wo es, trotz der Hitze draußen, angenehm kühl war. Mein Bett war frisch bezogen, aus dem Lautsprecher drangen fröhliche sowjetische Lieder, und die hübsche junge Waggon-schaffnerin bewirtete uns mit Tee. Vier Betten waren in unserem Abteil, mein Bett hatte die Nummer 12. Die Mitreisenden erwiesen sich als nett und sympathisch. Zum Tee, den die blonde, stupsnäsige Schaffnerin wiederholt hereinbrachte, aßen wir gebratenes Huhn, aus dem Proviantbeutel eines Mitreisenden. Jedem von uns hatte er ein Viertel Huhn gereicht. Nach dem Essen plauderte man noch eine gute Weile, und da inzwischen die Nacht angebrochen war, begann man, sich auszuziehen. Ich ging noch einmal auf den Waggonflur hinaus. Die Ärzte hatten mir verboten, mit vollem Magen ins Bett zu gehen. So beschloß ich, auf dem schmalen Gang ein paarmal auf und ab zu spazieren. Kaum aber war ich am Ende des Ganges angekommen, als ich aus dem Windfang, dessen Tür zur Hälfte geöffnet war, eine Frauenstimme vernahm. Die Stimme kam mir bekannt vor: „Lassen Sie mich raus! Ihr habt kein Recht, mich hier festzuhalten!“ „Was? Wir haben kein Recht?“ höhnten zwei freche Männerstimmen.

Leise näherte ich mich der halb offenen Tür und lauschte.

„Lassen Sie mich los, sonst werde ich schreien!“ hörte ich die Frauenstimme sagen.

„Erstens“, sagte darauf eine fleghafte Männerstimme, „wird dein Geschrei kein Mensch hören, und zweitens, wenn es auch jemand hören sollte, wer würde dir schon zur Hilfe kommen? Wer hätte Lust, ausgerechnet mit uns anzubinden?“

Im selben Augenblick mußte etwas passiert sein, denn ich hörte, wie die Frau entsetzt aufschrie.

Sofern Sie mich nicht kennen, lieber Leser, könnten Sie natürlich denken, daß ich hier aufschneide. Ein bißchen vielleicht schon, denn wer möchte das nicht? Dennoch habe ich nicht vor, Ihr Vertrauen zu mißbrauchen. Nicht etwa deswegen, weil ich einen Überfluß an moralischen Qualitäten habe, sondern weil es mir an Muskelkraft mangelt. Es hat für mich wirklich keinen Sinn zu prahlen: ich bin nur 162 und einen halben Zentimeter groß, ein gewaltiger Bizeps oder andere Boxerqualitäten sind bei mir nicht vorhanden; denn was den Sport anbetrifft, so war ich immer nur Schlachtenbummler. Und mein Heldentum? Nun, es mag schon sein, daß im Mittelalter, als man noch Ringpanzer und Helmgitter trug, aus mir ein Ritter geworden wäre. In unserer Zeit jedoch, wo der Mensch in einem Anzug aus vaterländischem Stoff steckt und mit nackter Physiognomie herumläuft, kann sich ritterliches Gebaren nur ein Schwergewichtschampion erlauben. Man sollte sich deshalb nicht wundern,

daß mir das Herz bebte, und ich schon dabei war, eine Kehrtwendung um 180 Grad zu machen.

Aber im selben Augenblick vernahm ich gleich hinter mir im Windfang ein höhnisches Gelächter und darauf die Frauenstimme, die sich diesmal wie ein Winseln anhörte. Plötzlich glaubte ich, die blonden Locken, die sympathische kleine Stupsnase und die lachenden Augen der Schaffnerin vor mir zu sehen.

Was in diesem Augenblick in mir vorging, weiß ich heute nicht mehr zu sagen. Dennoch kann ich Ihnen versichern, daß es im menschlichen Leben Situationen gibt, in denen sich der vaterländische Stoff in einen stählernen Ringpanzer verwandelt.

Ich spürte mit einem Mal, wie ich zumindest um vier Zentimeter größer wurde und wie eine Flamme aus meinen Nasenflügeln schoß. In diesem furchterregenden Zustand trat ich vor die Rowdys. Es waren zwei, und sie rochen mächtig nach Schnaps. Der eine war breitschultrig, hatte ein breites Gesicht mit hervorste-

„In welchem Abteil fährst du?“ fragte mich der lange schmale Kerl und blickte mich böse an.

„Im vierten Abteil“, sagte ich, „warum?“ „Welcher Platz?“ sagte der andere. „Nummer zwölf – warum?“

„Warum? Das wirst du schon sehen, sobald die Leute eingeschlafen sind...“ Ich kehrte in mein Abteil zurück, zog das Jackett aus und fühlte mich wie ein Ritter ohne Rüstung. Mein ganzer ritterlicher Organismus begann zu zittern, wie wenn ich vom Fieber geschüttelt würde. Der kalte Schweiß trat mir aus allen Poren. Mein Nachbar vom unteren Bett, der gerade seine Krawatte vor dem Spiegel löste, schaute mich teilnahmsvoll an und sagte:

„E-he, Sie scheinen eine richtiggehende Grippe und hohes Fieber zu haben! Vielleicht ist es besser, wenn Sie unten schlafen. Unten ist es kühler. Kommen Sie herunter. Ich lege mich auf Ihren Platz.“

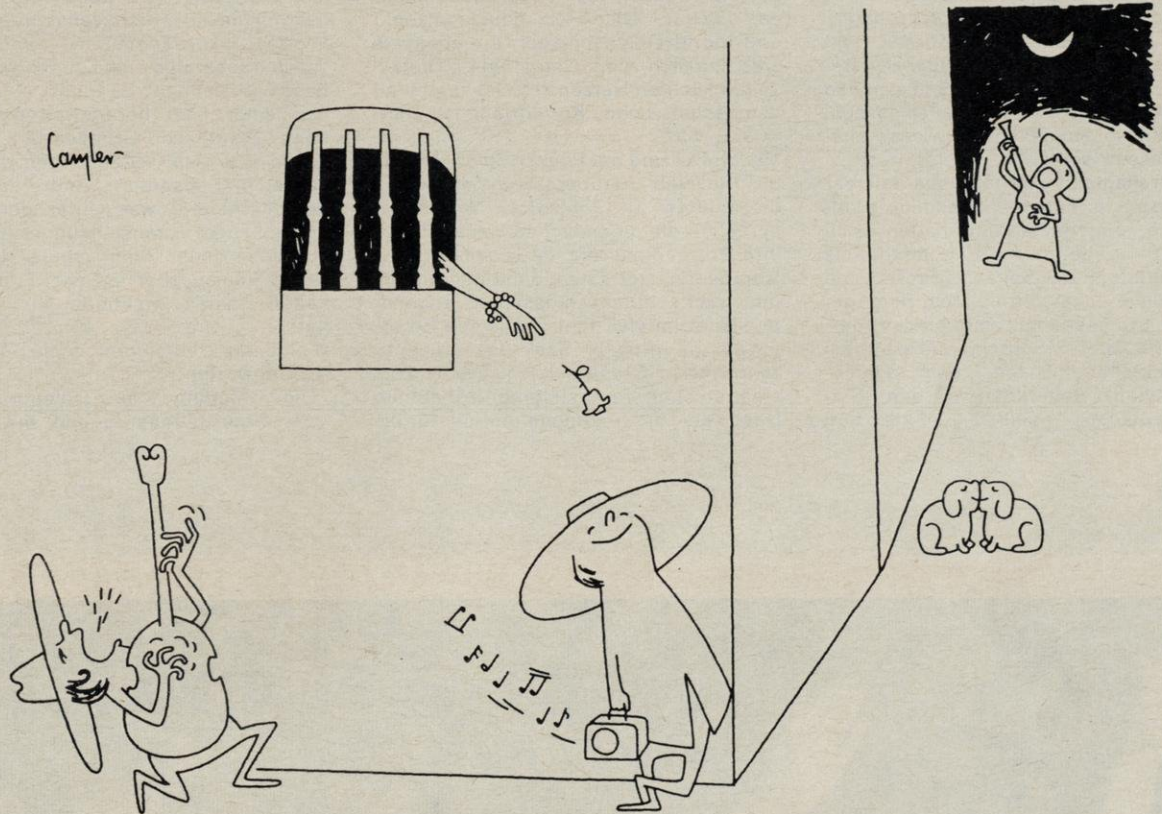
„Und Sie, S-s-i-e... fürchten sich gar nicht... vor Fieber?“ stotterte ich.

kommen Sie für eine Minute auf den Korridor hinaus. Wir haben was zu besprechen.“

Mein Nachbar, verschlafen und nicht ahnend, was sie von ihm wollten, kletterte von seinem Lager herunter. Da wollte ich ihm zurufen: „Gehen Sie nicht!“ Aber die Worte blieben mir im Halse stecken. Wieder schüttelte es mich, und ich vermochte nicht, aus der eingetrockneten Kehle auch nur ein Wort herauszubringen... .

Wieviel Zeit verstrichen war – ich weiß es nicht. Aber dann öffnete sich wieder die Tür, und herein trat, als ob nichts passiert wäre, mein Nachbar. Er rieb sich die Hände, bewegte die Schultern und kroch in das Bett über mir. Nach einer Minute schlief er bereits den Schlaf des Gerechten.

Ein fröhliches Gelächter machte mich wach. Im Abteil war es hell. Der Nachbar von oben saß auf dem Rand meines Bettes und erzählte den Mitreisenden das nächtliche Ereignis. Wie ich hörte, hatten ihn in der Nacht zwei junge Kerle ver-



henden Backenknochen und trug eine winzige Schirmmütze auf dem Kopf; der andere war lang und schmal, und seine lange Nase glich einer Banane. Seine merkwürdig kleinen Augen funkelten. Wäre ich ihnen abends in einer dunklen Straße begegnet, ich hätte mit einer Geschwindigkeit von 60 Stundenkilometern das Weiße gesucht. Aber nun stand ich vor ihnen in meinem Ringpanzer aus vaterländischem Stoff.

„Los, schert euch weg, Pack!“ sagte ich, nahm das Mädchen bei der Hand und zog es aus dem Windfang.

„Nun bring dich schnell in Sicherheit“, flüsterte ich der jungen Schaffnerin zu, während ich den Rowdys den Weg versperrte. Mit schnellen Schritten rannte sie zum Dienstabteil.

Anfangs waren die beiden Kerle erschrocken. Dann aber, nachdem ihre prüfenden Blicke mich gemustert und sie wahrscheinlich festgestellt hatten, daß ich bestimmt kein Weltmeister im Gewichtheben und auch kein Sicherheitsbeamter war, wurden sie wieder frech.

Ich holte also meinen Koffer von oben herunter. Da sah ich mit einem Mal über dem Platz meines Nachbarn die Nummer 13. Mich begann es noch mehr zu schütteln, und ich wollte schon wieder hinaufklettern. Aber da fiel mir ein, daß ich ja den Rowdys meine Bettnummer angegeben hatte. Hilflos blieb ich zwischen oben und unten hängen.

„Ihnen scheint es gar nicht gut zu gehen!“ sagte der Nachbar teilnahmsvoll und half mir, unter die Decke zu kommen. Ich weiß nicht, wieviel Zeit verstrichen war, ob ich schon geschlafen hatte oder nicht. Plötzlich war mir eingefallen, daß ich die Abteiltür nicht abgeschlossen hatte. Vielleicht hat das jemand von den anderen getan? Ich öffnete die Augen. Was für leichtsinnige Menschen! Die Tür stand halb offen. Da sah ich die beiden bekannten Figuren im Türrahmen. Für einen Augenblick erhellte eine Taschenlampe das Abteil, und eine kräftige Stimme sagte: „Platz Nr. 12. Das ist er.“ Dann sagte der andere, nah an das Bett herantretend, im Flüsterton: „Bürger,

prügeln wollen. Aber die armen Teufel hatten nicht gewußt, daß sie es mit einem Boxer der ersten Klasse zu tun hatten... Ich erhob mich still von meinem Bett und war bemüht, unbemerkt aus dem Abteil zu schleichen. Als ich gewaschen und rasiert zurückkehrte, hielt mich die hübsche Schaffnerin im Flur an.

„Danke“, flüsterte sie und schaute mich dabei mit Augen voller Begeisterung an. „Sie haben ja die beiden Vagabunden ganz schön zugerichtet! Wir mußten sie unterwegs absetzen, weil sie dringend ärztliche Hilfe benötigten. Die Miliz wollte wissen, wer sie so bearbeitet hat. Aber seien Sie unbesorgt; ich habe Sie nicht verraten. Ich sagte, daß sie untereinander eine Schlägerei gehabt hätten.“ Sie preßte meine Hand an sich und meinte: „Sie sind ein wahrer Ritter!“

In diesem Jahr fahre ich wieder nach dem Süden, aber diesmal mit dem Schnellzug, auch wenn er die Nummer 13 trägt.

Übertragen von Leonid Olschwang



Oberbürgermeister Nieswandt von Essen im Kreise junger Kabarettisten

Schon fast als traditionell gelten in Essen jene „Kabarett-Tage“, von denen man außerhalb der für Geheimhaltung bekannten Ruhrmetropole bislang so gut wie nichts gehört hat. Um so größer ist die Überraschung des zugereisten Beobachters: diese Kabarett-Tage sind ein pädagogisch-politisch hochkarätiges Ereignis; die den Gedanken dazu hatten – vor allem Hans-Erich Körner vom Essener Jugendamt und Friedel Hanster vom Kulturring Essener Jugend –, haben sich tatsächlich etwas einfallen lassen, was man so schnell nicht wieder ausfallen lassen sollte.

Zum dreitägigen „Rendezvous mit der 10. Muse“ in Essens vorbildlich-großzügigem Jugendzentrum hatten sich diesmal – wiederum mit Kay Lorentz als dem Mentor an der Spitze – „Profis“ und jugendliche „Amateure“ aus dem gesamten Bundesgebiet eingefunden, darunter Klauspeter Schreiner (Texter bei der Münchener Lach- und Schießgesellschaft), Rolf Ulrich von den „Stachelschweinen“, Volker Ludwig und

Günter Schäfer vom Berliner „Reichskabarett“, Frau Angeloff aus München (deren Texte inzwischen vor allem dem Nachwuchs zugute kommen) und der Publizist und Kabarett-Experte Klaus Budzinski („soweit die scharfe Zunge reicht“) sowie Conrad Reinhold (ehemals Leipziger und „... im Begriff, nunmehr das zweite Nest zu beschmutzen“) und Ingrid Ohlenschläger, die ebenfalls erst kürzlich der Ostberliner „Distel“ „nicht leichten Herzens“ Valet sagte und demnächst beim Kom(m)ödchen mitwirken wird.

Mit ihnen – und mit Franz Hohler, der aus der Schweiz herübergekommen war – diskutierten in lebhaften Arbeitsgesprächen die jugendlichen Kabarettisten ihre Programme, die sie jeweils an den Vorabenden vor einem dicht gedrängten und recht aufgeschlossenen Jugendpublikum im vielleicht für diesen Zweck etwas zu großen Saal des Jugendzentrums in Szene setzten. Der Nutzen einer solchen Veranstaltung liegt auf der Hand: der für die Jungen und der für die

Älteren (die nicht anstanden zu bestätigen, daß auch sie lernen konnten), für das Publikum und für alle diejenigen, die zu überlegen haben, wie Jugend und demokratische Politik in ein bewußtes, und das heißt immer auch kritisches Verhältnis zueinander gebracht werden können, ohne daß dabei die „Unterhaltung“ im anspruchsvollsten Sinne des Wortes zu kurz kommt.

Welche kabarettistische Jugend war nach Essen gekommen? Es traten, eingerahmt von einer sehr hörenswerten „Dusty-Lane“-Band, zehn Gruppen auf, die zwischen sich den weiten Bogen der Möglichkeiten spannten und solcherart demonstrierten, was unter den unterschiedlichen Voraussetzungen und Ansprüchen mehr oder minder gelingen kann, immer aber in der Erarbeitung schon seinen wichtigen Bildungssinn hat.

(Folgt eine Übersicht über die Beteiligten in Stichworten:)

„Die Pfifferlinge“ aus Duisburg-Meiderich, Naturfreunde-Jugend mit Texten

Kein Blatt vor dem Mund

von Angeloff, unpräzise und darum durchaus wirkungsvoll.

„Die Trampelmuse“ ohne Organisations-Hintergrund, haben Mühe, ihren eigenen Ansprüchen immer zu genügen.

„Die Freimäuler“, erstklassiges Studenten-Kabarett aus Frankfurt mit formalen Inventionen, die sogar die Berufs-Kabarettisten besinnlich stimmten. Großartig die Persiflage auf das bundesrepublikanische Wochenend-Zahlenspiel Lotto, Toto usw., das nur aus einer Serie von komisch feierlich verkündeten Ziffern besteht und das Publikum trotzdem zu Begeisterungstürmen hinriß. Am Formalismus der Frankfurter fiel Kritik von seiten einzelner Profis und Konkurrenten.

„Die Kabarratten“ kommen aus dem Stuttgarter Jugendhaus, diesmal eher schwach.

„Das faule Ei“, Hamburg, ausgezeichnete Musiknummern, z. B. die Entstehung von „Mit 17 hat man noch Träume“. Gekonntes Studenten-Kabarett.

„Die Kratzbürste“ kommt aus Solingen und fungiert als Milieu-Kabarett innerhalb der katholischen Jugend. Viel Anerkennung für die Tatsache, daß diese Gruppe innerhalb des eigenen Milieus dieses große Maß kritischen Spielraums besitzt. Anderen Milieus zur Nachahmung empfohlen.

„Die Bugenhagener Scha(r)fshützen“ kommen aus Hannover und aus der evangelischen Gemeindegemeinschaft. Sie zeigen, daß sogar eine gewisse evangelische Besinnung in der Form eines Kabarets bewirkt werden kann.

„Die Hammersänger“ aus Berlin, Studenten und Schauspielschüler – der 26jährige Leiter Helmut Ruge bot unter der Devise „So literarisch wie möglich, so hart wie nötig“ äußerst wirkungsvolle, ebenso intelligente wie dramatische Analysen.

„Die Frechdachse“, ebenfalls aus Berlin, zeigten diesmal, wie leicht ein Studenten-Kabarett den Unbilden des Mitgliederwechsels ausgesetzt ist.

„Die Scheibenwischer“, Bochum, kommen aus dem DGB und hatten ebenfalls Texte von Frau Angeloff in allerdings allzu theatralischer und darum fast unfreiwillig komischer Form bearbeitet. Am letzten Abend gab es kabarettistische Mixturen mit Ingrid Ohlenschläger, Dieter Süverkrüp, Franz Hohler und Conrad Reinhold. Der letzte zeigte seinen Film vor, den er aus Wochenschautellen montiert und mit der eigenen anpassungsfähigen Stimme getönt hatte. Was gezeigt wurde, war das Unvorstellbare, an die Wirkung eines Horror-Films Heranreichende: der Staatsbesuch Ulrichs bei Erhard in Bonn.

Leider mißlang der Versuch, private Bandaufnahmen von Chansons Wolf Biermanns aus Ostberlin zu Gehör zu bringen. Die Bänder waren da, aber die Technik hatte nicht ausgereicht.

Philipp Wiebe

„Das faule Ei“





Prominente als kritische Gäste. Von links nach rechts: Klauspeter Schreiner, Ingrid Ohlenschläger, Therese Angeloff und Kay Lorentz



Die Kratzbürste

Fotos: Winfried Göllner

Kleine Geschichten vom großen Sport

Als kürzlich in Madrid neue Mitglieder in das Internationale Olympische Comité (IOC) aufgenommen wurden, stellte man die Wahl eines Nachfolgers für den verstorbenen Ritter v. Halt zurück. Deutschland zählt weiter für das IOC als ein Land, obwohl West und Ost durch getrennte Nationale Olympische Komitees vertreten sind. Nun ist es üblich, daß ein Land dem IOC nur einen Kandidaten für einen Platz im IOC offeriert. Das NOK West aber schlug Georg v. Opel, den Präsidenten der Deutschen Olympischen Gesellschaft, das NOK Ost seinen Präsidenten, Heinz Schöbel, vor. Da nicht anzunehmen ist, daß sich beide bis zur nächsten Wahl auf einen Kandidaten einigen, sucht man nach einem Kandidaten, der die Chancen des Westens erhöht. Man tippt dabei in gewissen Kreisen auf den Welfenprinzen Georg Wilhelm von Hannover, den Onkel des griechischen Königs Konstantin. Ritter v. Halt scheint vor seinem Tode eher an die Macht der Geldaristokratie geglaubt zu haben, denn er schlug neben v. Opel noch Olympia-reiter und Versandhaus-Millionär Josef Neckermann vor. Macht's Neckermann möglich?

So modern sich der Sport unserer Zeit auch gibt, immer wieder entdeckt man, daß auch er vor echten Schildbürgern nicht sicher ist. Der Deutsche Eishockeybund regelt für die Oberliga Abstieg und Aufstieg so, daß der Tabellenletzte gegen den Aufstiegs-kandidaten zwei Spiele austragen muß. Der Bessere von beiden spielt dann in der kommenden Saison in der Oberliga. Eintracht Frankfurt gewann zwar das erste der beiden „Relegations-spiele“ 5:4, verlor dann aber das Rückspiel 0:7. Wegen des klar besseren Torverhältnisses bekamen die Kölner daraufhin vom Verband die Mitteilung, daß sie in die Oberliga aufgestiegen seien. Die Frankfurter konnten aber nachweisen, daß der Verband seine eigenen Bestimmungen nicht kennt. Nach diesen bleibt bei Punktgleichheit jeder wo er ist. Frankfurt also in der Oberliga und Köln in der Landesliga. Nach dem Sieg der Frankfurter im ersten Spiel hätte man sich also das zweite Spiel schenken können...

Der berühmteste und bestbezahlte Fußballtrainer der Welt ist Helenio Herrera. Aber auch für ihn schlug die Stunde der bitteren Enttäuschung. Welt-Pokalsieger Inter Mailand spielte daheim im Europa-Cup gegen Real Madrid nur 1:1 und schied aus. Herrera verschwand nach dem Spiel durch eine Hintertür und war tagelang unauffindbar. Dann tauchte er in der Villa seines Klubpräsidenten auf, um sich seine „Zigarre“ für die Niederlage abzuholen, vielleicht sogar den Rausschmiß. Statt dessen wurde nicht nur sein Vertrag verlängert, sondern sein Monatsgehalt sogar auf 50000 DM erhöht. Prämien für den Mißerfolg – das ist selten. Ganz besonders im Sport.

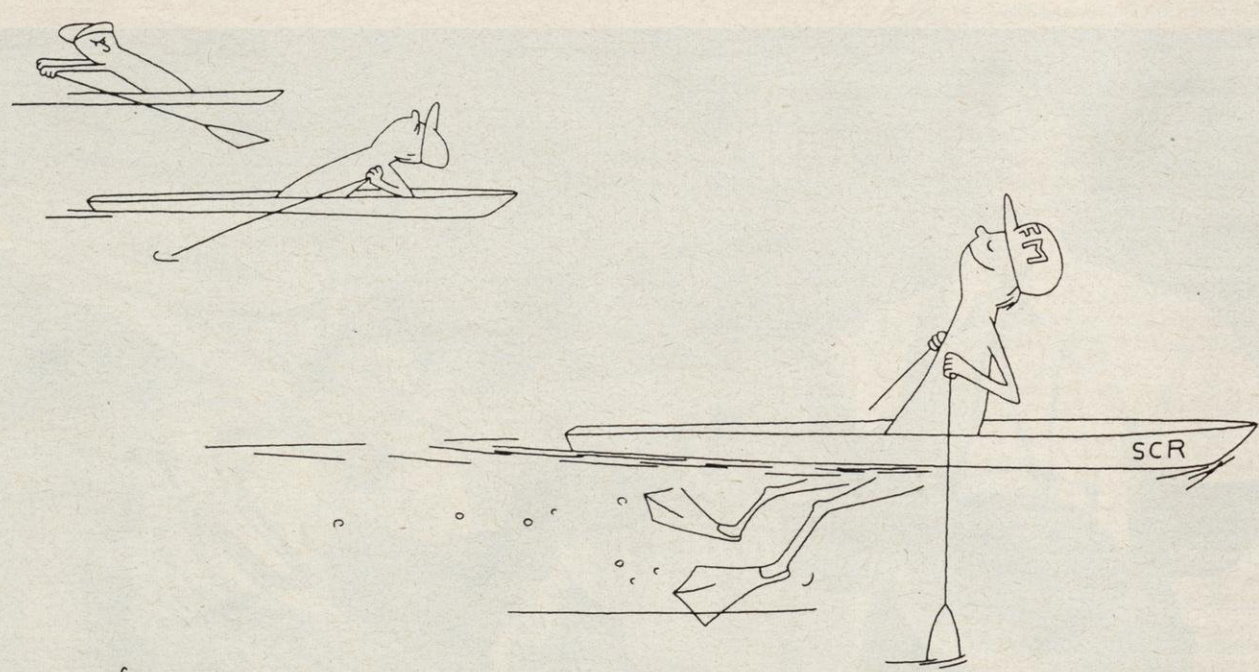


München hat es geschafft! Die Olympischen Spiele 1972 werden an der Isar ausgetragen. Kein Wunder. Bei einer so charmanten Propagandistin. Als „Hosteß“ in Rom machte diese junge Dame den Delegierten des IOC München als Olympia-Stadtschmackhaft. Dabei ist sie selbst kein Münchner Kindel, aber in Rom war sie fast zu Hause. Denn da wurde sie 1960 Olympiasiegerin: Augsburgs Florettfechterin Heidi Schmid

Das große Abenteuer, von dem die meisten Menschen heutzutage nur noch zu träumen wagen, wurde für vier deutsche Autosportler Wirklichkeit. Die beiden Dortmunder Journalisten Meierling und Hütt boten den Siegern der Europa-Rallye Dr. Springer/Brendel eine Wettfahrt rund um die Welt an. Während nun die Dortmunder Richtung Westen fleißig bei ihrer Erdumkreisung sind, haben sich Springer/Brendel gen Osten auf den abenteuerlichen Weg gemacht. Dem Sieger dieser an Jules Verne erinnernden Wette winkt – ein Kasten Bier.

In aller Stille verlor das Läufer-Idol der Nachkriegszeit seinen letzten Europa-Rekord, nachdem der Tscheche Emil Zatopek zuvor schon sämtliche Weltrekorde an die Großen unserer Tage, wie Ron Clark (Australien) oder Michel Jazy (Frankreich) verloren hatte. Ein junger Mann aus Wiesbaden, Manfred Letzerich, war es, der dem großen Zatopek die letzten internationalen Rekorde nahm. Letzerich, der international bisher noch wenig bekannt ist, lief die 20 Kilometer als erster Deutscher schneller als in 1 Stunde. Er brauchte 59:49.6 min und legte in der Stunde 20068 m zurück. Citius, altius, fortius...

Zu spät erkannte der junge Box-Europameister der Amateure, Freistadt, daß man nicht in Nachbars als Schlagersänger auftreten kann und dennoch im Sport Spitzenleistungen schafft. Er verlor bereits die erste Ausscheidung zur Deutschen Amateurbox-Meisterschaft und schied aus. Weinend vor Enttäuschung schwor er: Nie wieder Sänger! Wird der sympathische Pfälzer den Weg zum Meistersportler zurückfinden? In Mexico könnte er Olympiasieger werden. Aber nur, wenn er dem Nachtleben fernbleibt.



Samler-